

Medienpreis Bildungs- journalismus



2018

Die Preisträger



Deutsche Telekom **Stiftung**

Inhalt

03 Vorwort

04 Die Jury

KATEGORIE

TEXT

06 1. Preis: Bastian Berbner und Henning Sußebach

07 2. Preis: Johannes Böhme

08 3. Preis: Björn Stephan

KATEGORIE

AUDIO/VIDEO/MULTIMEDIA

10 1. Preis: Alexander Kleider

11 2. Preis: Sandra Sperber und Yasemin Yüksel

12 3. Preis: Christine Werner

BESTER KURZBEITRAG

14 Preisträgerin: Christine Roskopf

DOKUMENTATION

TEXTE, FILME & HÖRSTÜCKE

16 Bastian Berbner und Henning Sußebach:
In Braunschweig machen 48 Prozent der Schüler
Abitur. In Cloppenburg 18 Prozent. Wie kann das sein?

29 Johannes Böhme: Sorgenkinder

46 Björn Stephan: „Die wittern deine Schwäche!“
Eine Woche im Lehrerzimmer einer Brennpunktschule

56 Filme und Hörstücke

58 Der Medienpreis

59 Deutsche Telekom Stiftung/Kontakt

Vorwort



Prof. Dr. Wolfgang Schuster

Vorsitzender
Deutsche Telekom Stiftung

Im fünften Jahr verleiht die Deutsche Telekom Stiftung nun bereits den Medienpreis Bildungsjournalismus. Zeit für eine Zwischenbilanz: Insgesamt rund 500 Bewerber von mehr als 130 Medien aus Deutschland, Österreich und der Schweiz haben über die Jahre ihre Arbeiten und Exposés bei uns eingereicht. 21 Journalistinnen und Journalisten wurden mit dem Medienpreis ausgezeichnet. Heute kommen neun weitere hinzu – ihre herausragenden Beiträge finden Sie in diesem Heft. Allen Preisträgern 2018 gilt mein herzlicher Glückwunsch.

Dass Redaktionen über Bildung berichten, ist gut. Denn es ist eines der wichtigsten Themen überhaupt. Noch besser wäre es, wenn Journalisten künftig selbst Bildungsinhalte – nämlich Medien- und Nachrichtenkompetenz – vermitteln. Viele Menschen, auch viele Kinder und Jugendliche, informieren sich heute nicht mehr über die Qualitätsmedien, sondern beziehen ihr Wissen aus anderen, leider oft zweifelhaften Quellen – mit schwerwiegenden Folgen für unsere Demokratie. Hier können jene unterstützen, die Quellenkunde und Recherchemethoden von der Pike auf gelernt haben. In diesem Sinne: Journalisten an die Schulen!

Ihr
Prof. Dr. Wolfgang Schuster
Vorsitzender Deutsche Telekom Stiftung

Die Jury



Hans Werner Kilz (Vorsitz)

ehem. Chefredakteur Süddeutsche Zeitung und DER SPIEGEL



FOTO: RUB

Prof. Dr. Sandra Aßmann

Ruhr-Universität Bochum,
Institut für Erziehungswissenschaft



Christine Westermann

TV- und Hörfunk-Journalistin,
Moderatorin und Buchkritikerin
(„Das Literarische Quartett“)



Jan-Martin Wiarda

freier Bildungs- und Wissenschaftsjournalist
(u. a. brand eins, DIE ZEIT, SPIEGEL ONLINE,
Süddeutsche Zeitung), Blogger und Moderator



FOTO: TU DORTMUND

Prof. Dipl.-Chem. Holger Wormer

Technische Universität Dortmund,
Institut für Journalistik

KATEGORIE

TEXT

Preisträger

**Bastian Berbner
& Henning Sußebach**

Johannes Böhme

Björn Stephan



Die Jury sagt:

Eine gelungene Bildungsgeschichte mit überzeugender Botschaft, aufwendig recherchiert und genial umgesetzt. Die Vergleiche sind fein beobachtet und versetzen den Leser ein ums andere Mal in Erstaunen. Auch die Protagonisten überzeugen. Man muss schon sehr gut fragen, um solche Antworten zu erhalten.

KATEGORIE TEXT | 1. Preis

Bastian Berbner und Henning Sußebach

In Braunschweig machen 48 Prozent der Schüler Abitur. In Cloppenburg 18 Prozent. Wie kann das sein?

Erschienen in der ZEIT am 15. März 2018

Am Anfang der Recherche stehen zwei Zahlen: Im Landkreis Cloppenburg machen 18 Prozent aller Schüler Abitur, in Braunschweig sind es 48 Prozent. Dasselbe Bundesland, dieselben Lehrpläne und doch dieser riesige Unterschied – warum? Zwei Reporter machen sich auf die Reise, im Gepäck viele Fragen. Der eine fährt nach Braunschweig, der andere nach Cloppenburg. Dort angekommen, begünstigt sie der Zufall: Die jeweils größten Gymnasien an beiden Orten werden von Geschwistern geleitet. Ein ausführliches Interview liefert erste Erklärungsansätze. Doch das genügt den Reportern nicht. Sie fragen sich: Was bedeutet es, seine Jugend an dem einen oder anderen Ort zu verbringen? Auf der Suche nach Antworten sprechen sie mit Schülern, Eltern und Lehrern, mit Berufsberatern, Therapeuten, Hebammen und Bestattern. Am Ende steht die Erkenntnis: Die Lücke zwischen der 18 und der 48 ist nicht nur bildungspolitisch zu erklären. Sie steht vielmehr für zwei ganz unterschiedliche Deutschlands, in denen Bildung völlig anders betrachtet wird. Ihr Text gerät zu einer Tiefenbohrung in diese beiden Welten.

Die Jury sagt:

Johannes Böhmes Reportage rüttelt auf und berührt. Der Autor hält Distanz zu seinen Protagonisten und ist doch ganz nah dran an ihnen und ihren Geschichten. Dabei besticht er insbesondere durch seine messerscharfen Sprachbilder. Die große Stärke des Textes ist aber dessen Subtilität.



FOTO: JAKOB SCHNETZ

KATEGORIE TEXT | 2. Preis

7

Johannes Böhme

Sorgenkinder

Erschienen im Süddeutsche Zeitung Magazin am 7. Juli 2017

Im Zivildienst fuhr Johannes Böhme täglich eine Gruppe von Kleinkindern mit dem Sprinter umher. Sorgenkinder, allesamt, manche aufmüpfig und hyperaktiv, andere aggressiv, wieder andere in ihrer Entwicklung weit zurück. Neun Jahre später hat Böhme, inzwischen Reporter, sie wiedergetroffen. In seinem langen Text erzählt er, wie es ihnen ergangen, was aus ihnen geworden ist. Und zeigt, dass ein schwieriger Start allein noch kein Menetekel für das weitere Leben sein muss. Zumindest dann nicht, wenn Kinder so behütet aufwachsen wie Lennard und Kjell, deren Eltern ihnen stets die Förderung ermöglichen, die sie brauchten. Aber da sind auch Sascha und Patrick, beide aus schwierigsten Verhältnissen, gezeichnet von Armut und Vernachlässigung, die eigentlich von Beginn an keine Chance hatten. Ihre Geschichten lassen nicht nur den Autor ein Stück weit ratlos zurück. Auch der Leser hofft vergeblich auf ein Wunder, um am Ende des Textes ernüchtert feststellen zu müssen: Nichts beeinflusst in Deutschland den Lebensweg eines Kindes nach wie vor so sehr wie dessen soziale Herkunft. Ein Stück über die Grenzen von staatlicher Fürsorge und Bildung.



FOTO: MARIA FECK

Die Jury sagt:

„Fack ju Göhte“ existiert! In Björn Stephans aufwendig recherchiertem Stück wird dem Leser die Diskrepanz zwischen den hohen Zielen der Bildungspolitik und dem ernüchternden Brennpunktschulalltag in einer Nusschale serviert. Durch die mutige Form und den ungewohnten Stil ist man direkt mittendrin in der Problematik.

KATEGORIE TEXT | 3. Preis

Björn Stephan

„Die wittern deine Schwäche!“ Eine Woche im Lehrerzimmer einer Brennpunktschule

Erschienen in Die Zeit am 1. März 2018

Eine Schulleiterin beschwert sich öffentlich über die Zustände an ihrer Essener Gesamtschule. Der Autor trifft sich mit ihr und dem Kollegium. Sein Wunsch: eine Woche im Lehrerzimmer verbringen, an Konferenzen und Sitzungen teilnehmen, Gespräche führen und beobachten. Die Lehrer willigen ein. Einzige Bedingung: Alle Namen müssen anonymisiert werden. Am Ende hat Björn Stephan rund 27 Stunden Audio-material aufgezeichnet, die er anschließend transkribiert und zu einem Text verdichtet. Das Ergebnis ist ein Einblick in den Alltag an einer ganz normalen Schule in Deutschland – ungeschönt und authentisch. Dabei lässt Stephan fast ausschließlich die Lehrer zu Wort kommen. In Dialogform erzählt er von den kleinen und großen Katastrophen, mit denen sich das Kollegium tagtäglich konfrontiert sieht. Das mutet zuweilen defätistisch an. Und doch erscheinen die Pädagogen nur auf den ersten Blick wie hoffnungslose Zyniker. Tatsächlich haben sie weder sich selbst noch ihre Schüler aufgegeben und würden alles dafür tun, ihnen den Schulabschluss und damit eine Zukunftsaussicht zu ermöglichen. Ein schonungsloses, erschütterndes Stück über einen Berufsstand am Limit.

KATEGORIE

AUDIO/VIDEO/ MULTIMEDIA

Preisträger

Alexander Kleider

**Sandra Sperber
& Yasemin Yüksel**

Christine Werner



FOTO: ALEXANDER KLEIDER CC-BY-SA 3.0/DE

Die Jury sagt:

Ein optimal eingefangener Insiderblick auf eine ganz besondere Institution. Alexander Kleiders emotional ansprechender Film ist ein Paradebeispiel dafür, was Lehrer und Schule anrichten können – im Guten wie im Schlechten. Seine Protagonisten wählt er perfekt. Man spürt in jeder Sekunde die Liebe des Regisseurs zum Gegenstand.

KATEGORIE AUDIO/VIDEO/MULTIMEDIA | 1. Preis

Alexander Kleider

Berlin Rebel High School

Produziert von Dok-Werk Filmkooperative und Westdeutscher Rundfunk/Kinostart am 11. Mai 2017

In einem Berliner Restaurant trifft Alexander Kleider zufällig seinen alten Lehrer Klaus, und plötzlich sind sie wieder da, die Erinnerungen an die Schulzeit. Im Kopf des Filmemachers formt sich die Idee, eine Dokumentation über seine Schule zu drehen. Denn die Schule für Erwachsenenbildung, kurz: SFE, ist alles andere als normal. Gegründet als basisdemokratisches Projekt im Stadtteil Kreuzberg, setzt sie ganz auf Eigenverantwortlichkeit. Klausuren, Noten, Leistungsdruck? Gibt es nicht, ebenso wenig einen Direktor. Über organisatorische Fragen stimmen stattdessen die Schüler ab, allesamt junge Erwachsene mit gebrochenen Lebensläufen, die es an regulären Bildungseinrichtungen aus den verschiedensten Gründen nicht geschafft haben. Für sie ist die SFE die letzte Chance, doch noch das Abitur zu machen. In seinem Film begleitet Alexander Kleider eine Schulklasse vom ersten Tag bis zum Abitur. Dabei zeigt er eine radikal andere Idee von Schule, die in krassem Gegensatz zur durchökonomisierten Bildungsrealität in Zeiten von G8, PISA und kompetenzorientiertem Unterricht steht. Lernen als Chance, nicht als Zwang – das ist die Botschaft, die hinter dieser Dokumentation steht.

Die Jury sagt:

Ein höchst relevantes Thema, mit umfassenden Fakten und interessanten O-Tönen zu einem ausgewogenen Stück aufbereitet. Der Hörer lernt: Ohne pädagogische Kompetenzen geht es nicht. Aber: Manchmal hängt es auch schlicht von der Persönlichkeit ab, ob jemand ‚plötzlich Lehrer‘ werden kann.



FOTO: CHRISTIAN O. BRUCH/LAIF

KATEGORIE AUDIO/VIDEO/MULTIMEDIA | 2. Preis

11

Sandra Sperber und Yasemin Yüksel

Plötzlich Lehrer – Wie Quereinsteiger Lücken stopfen

Gesendet bei Spiegel Online (Podcast „Stimmenfang“)
am 1. Februar 2018

40.000 Lehrer fehlen derzeit an den Schulen in Deutschland. Der Lehrermangel ist *das* bildungspolitische Thema des Jahres. Die Politik versucht das hausgemachte Problem abzumildern, indem sie massenhaft Quereinsteiger, also Menschen ohne Lehramtsstudium, in den Schuldienst einstellt. Aber wie kann jemand ohne pädagogische Ausbildung vor einer Klasse bestehen und Schülern etwas beibringen? Diese Frage treibt Sandra Sperber und Yasemin Yüksel um, als sie mit der Recherche für eine Folge ihres Podcasts „Stimmenfang“ beginnen. Sie wollen aus erster Hand erfahren, wie der Quereinstieg in den Schuldienst in der Realität funktioniert – oder auch nicht funktioniert. Und finden drei Protagonisten, die aus ganz unterschiedlicher Perspektive über das Thema sprechen: Einer erweist sich als Naturtalent. Ein Zweiter hingegen ist völlig überfordert in seinem neuen Beruf. Und auch die dritte Interviewpartnerin, eine langjährige Schulleiterin, blickt mit Ernüchterung auf die ungelernen Lehrer und konstatiert: „Manchmal ist es besser, nicht zu unterrichten als falsch zu unterrichten.“



FOTO: SUSANNE FERN

Die Jury sagt:

Eine handwerklich erstklassige Arbeit über ein nicht alltägliches Thema. Dieser Beitrag macht von der ersten Sekunde an neugierig. Dazu tragen die gut ausgewählten, lebendigen O-Töne bei, die niemals langweilen. In jeder Hinsicht hörenswert.

KATEGORIE AUDIO/VIDEO/MULTIMEDIA | 3. Preis

Christine Werner

Ohne Zwang und ohne Noten. Was bringt freies Lernen?

Gesendet in SWR 2 Wissen am 24. März 2018

Bei einer Recherche wird Christine Werner auf das pädagogische Konzept des selbstbestimmten, freien Lernens aufmerksam. Kein Stundenplan, keine Hausaufgaben, keine Noten, weder Klassenräume noch Klassenarbeiten und statt Lehrer Lernbegleiter – all dies macht die Reporterin neugierig. Schließlich hat sie in ihrer eigenen Schulzeit nur wenig Selbstbestimmung erfahren. Sie beschließt, sich einen Eindruck zu verschaffen: Bei ihren Besuchen an zwei freien Schulen spricht Christine Werner mit Schülern, Eltern, Schulgründern und Bildungswissenschaftlern. Zu ihrer Überraschung sind in den Gesprächen auch Leistung und Noten ein Thema. Gerade für die Eltern, die selbst ein anderes System gewohnt sind, scheint das freie Lernen eine Herausforderung zu sein. Wird ihr Kind später wirklich keine Nachteile haben, selbst wenn es gerade erst anfängt zu lesen – mit elf Jahren? „Freiheit aushalten!“ fordert nicht grundlos ein Schild an der Eingangstür einer der Schulen. Eine spannende Reportage über eine völlig andere Lernerfahrung und die Frage, welches Wissen es braucht, um gut durchs Leben zu kommen.

BESTER KURZBEITRAG

Preisträgerin

Christine Roskopf



BESTER KURZBEITRAG | Preisträgerin

Christine Roskopf

„Was glaubst du? – Wenn Religionen gemeinsam lernen“

Produziert von tvision und Westdeutscher Rundfunk, gesendet in Das Erste am 17. Juni 2017

Die Jury sagt:

Ein informativer Beitrag, der seine Zielgruppe ernst nimmt und in Zeiten des erstarkenden Populismus für Toleranz und Verständigung eintritt. Die Fakten sind grafisch toll aufbereitet, die O-Töne der Schüler teils erstaunlich. So muss Journalismus für Kinder aussehen!

Für viele Schüler ist „Reli“ ein Fach zum Entspannen. Man schaut Filme oder redet über dies und das. Kurz: ein Fach, auf das man vielleicht auch verzichten könnte. Aber so einfach ist es nicht. Denn Religion ist als einziges Schulfach durch das Grundgesetz besonders geschützt. Gleichzeitig wird in Deutschland über kaum ein anderes Fach so viel diskutiert. Es geht um die Frage, wie Religionsunterricht aussehen kann und soll, und ob er an staatlichen Schulen überhaupt auf die Stundentafel gehört. Auf der Suche nach Antworten entdeckt das Team der WDR-Sendung „neuneinhalb“ um die Autorin Christine Roskopf an einem Hamburger Gymnasium den „Religionsunterricht für alle“, ein bundesweit einzigartiges Modell. Dort lernen protestantische, muslimische, alewitische, katholische, russisch-orthodoxe und konfessionslose Kinder gemeinsam etwas über die verschiedenen Glaubensrichtungen. „neuneinhalb“ will herausfinden, ob diese Art von Unterricht zu mehr Toleranz und Verständnis führt. Nach dem Besuch einer ganz besonderen Schulstunde zum Islam haben die Kinder vor allem eines gelernt: Es gibt mehr Gemeinsamkeiten unter den Religionen, als sie gedacht hätten.

DOKUMENTATION

TEXTE, FILME & HÖRSTÜCKE

Bastian Berbner und Henning Sußebach

**In Braunschweig machen 48 Prozent der Schüler Abitur.
In Cloppenburg 18 Prozent. Wie kann das sein?**

Seite **16**

Johannes Böhme

Sorgenkinder

Seite **29**

Björn Stephan

**„Die wittern deine Schwäche!“ Eine Woche
im Lehrerzimmer einer Brennpunktschule**

Seite **46**

Filme und Hörstücke

Seite **56**

In Braunschweig machen 48 Prozent der Schüler Abitur. In Cloppenburg 18 Prozent. Wie kann das sein?

Manchmal verbirgt sich im Raum zwischen zwei Zahlen eine ganze Geschichte. Da ist eine Differenz, die unerklärlich erscheint. Eine Lücke, die Fragen aufwirft – und die sich, wenn man nach Antworten sucht, langsam mit Leben füllt.

In diesem Fall geht es um eine 18, um eine 48 und um Kindheit in Deutschland.

Auf die erste Zahl stießen wir in einer Statistik: Im Landkreis Cloppenburg, westliches Niedersachsen, verlassen 18,4 Prozent aller Schülerinnen und Schüler die allgemeinbildenden Schulen mit Abitur. Das ist wenig, im bundesweiten Durchschnitt sind es fast 35 Prozent. Wir riefen die Leiterin des größten Gymnasiums vor Ort an. Sie war verblüfft und ein wenig ratlos angesichts der Zahl. Dann sagte sie, ihr Bruder leite auch ein Gymnasium, in Braunschweig, östliches Niedersachsen. Wie es wohl in der Stadt aussehe?

Ein zweiter Blick in die Statistik. 48 Prozent.

18 und 48. Cloppenburg und Braunschweig. Gerade einmal 200 Kilometer voneinander entfernt. Dasselbe Bundesland, dieselben Lehrpläne. Wie erklärt sich da solch ein Unterschied? Was erzählt er über Kindheit und Jugend da wie dort, über den Zusammenhang von Wohnort und Werdegang, über unterschiedliche Milieus und Erwartungen ans Leben?

An einem Tag im Februar ist Annette Ovelgönne-Jansen, die Leiterin des Clemens-August-Gymnasiums in Cloppenburg, nach Braunschweig gefahren, zu ihrem Bruder Volker Ovelgönne, der dort das Wilhelm-Gymnasium führt, seinerseits auch das größte der Stadt. Es ist Mittag, die Schule leert sich, und im Direktorenzimmer beginnt ein Gespräch.

DIE ZEIT: Frau Ovelgönne-Jansen, Herr Ovelgönne, welche Zahl überrascht Sie mehr – die 18 oder die 48?

Annette Ovelgönne-Jansen: Mich die 18.

Volker Ovelgönne: Mich auch. Und die Tatsache, dass die Differenz so groß ist.

Annette Ovelgönne-Jansen: Mich lässt das nicht mehr los, seit Sie angerufen haben. Meine erste Erklärung hängt mit den Distanzen bei uns auf dem Land zusammen. Wir haben Schüler, die aus entlegenen Dörfern kommen. Und dort teilweise aus entlegenen Häusern, wo Wege hinführen, die keine Straßennamen mehr haben. Diese Kinder sind morgens eine Stunde unterwegs. Erst mit dem Fahrrad zur Bushaltestelle, dann mit dem Bus in die Stadt, dann zu Fuß zu uns. Und nachmittags alles wieder zurück.

ZEIT: Ein Kind aus dem Cloppenburger Umland muss das Abitur schon sehr wollen, meinen Sie?

Annette Ovelgönne-Jansen: Ja. Will es diesen Weg auf sich nehmen? Wagt es das, wenn das Grundschulzeugnis eher mittel ist? Und wenn all seine Freunde auf die Oberschule ganz in der Nähe gehen?

ZEIT: Oberschulen sind bei Ihnen das, was früher Haupt- und Realschulen waren?

Annette Ovelgönne-Jansen: Genau. Und das ist immer noch die Art von Schule, auf die hier die meisten Kinder gehen.

Volker Ovelgönne: Wir haben es eher mit einem Bildungsbürgertum zu tun, das nicht zögert und zweifelt. Es gibt gut situierte Familien im Umland, in Orten wie Wolfenbüttel oder Königslutter, die der Ansicht sind, die Gymnasien da seien nicht gut genug. Die schicken ihre Kinder also trotz der weiten Wege zu uns. Wohl auch, weil wir Latein ab Klasse

fünf anbieten. Das könnte zum Teil die hohe Zahl 48 erklären. Aber die meisten Schüler kommen aus der direkten Nachbarschaft, aus dem Östlichen Ringgebiet – das wird in Braunschweig auch liebevoll Pfötchenviertel genannt.

ZEIT: Pfötchenviertel?

Volker Ovelgönne: Na, da tragen alle diese Jack-Wolfskin-Jacken mit der Pfote im Firmenlogo. Und fahren Ostern in die Toskana. Ist natürlich ein Klischee, aber ein wunderbares! Das Pfötchenviertel ist halt bio-bürgerlich. Die Kinder kommen zu Fuß oder mit dem Rad.

Wer die beiden Gymnasien der Geschwister zum ersten Mal sieht, ist erstaunt, wie sehr sich die Bauten ähneln: zwei herrschaftliche Häuser, beide über hundert Jahre alt, viele Säulen, viel Stolz. Allerdings prangt das Gymnasium in Braunschweig mitten in der Stadt, Straßenbahnen schrammen vorbei, gleich um die Ecke das Staatstheater, Arztpraxen, Kanzleien, Cafés. Braunschweig, 250.000 Einwohner, ist Universitätsstadt, Technologiestandort, Teil der VW-Wohlstandswelt, die SPD stellt den Bürgermeister, die Arbeitslosenquote liegt bei 5,6 Prozent.

Das Gymnasium in Cloppenburg ragt aus einem zersiedelten Ort. Roter Klinker, hoher Himmel, flaches Land. Im Landkreis leben 166.000 Menschen und zehnmal mehr Schweine. Bei der jüngsten Landratswahl erhielt der CDU-Kandidat 70 Prozent. Die Kirchen sind gut besucht. Nirgends sonst in der Republik kriegen die Frauen mehr Kinder. Groß ist die Versuchung, das Wort „Provinz“ zu verwenden, aber die Wirklichkeit hält einen Widerhaken parat: In Cloppenburg leben keine Abgehängten. Die Arbeitslosenquote liegt bei 4,6 Prozent, Vollbeschäftigung,

Wirtschaftsdaten fast wie in Baden-Württemberg. Und auf den Straßen auffallend viele schwere, teure Autos.

ZEIT: Auf den ersten Blick könnte man denken: Im konservativ-katholischen Cloppenburg müssen Mädchen die Bildungsverlierer sein. Kinder statt Abi ...

Annette Ovelgönne-Jansen: Aber das stimmt nicht mehr. An meiner Schule machen seit Jahren mehr Schülerinnen als Schüler Abitur.

Volker Ovelgönne: Ist bei uns genauso.

ZEIT: Dann ist uns aufgefallen, dass rund 20 Prozent der Cloppenburger russlanddeutsche Wurzeln haben. Spielt das eine Rolle?

Annette Ovelgönne-Jansen: Weniger als früher. Wir haben zwar noch nicht so viele Kinder aus dem Milieu, aber es werden mehr. Und die, die bei uns sind, sind super! Ich frage mich eher: In Cloppenburg gibt es mehr Berufsschulen als Gymnasien. Wie viele machen auf diesem Weg Abitur?

ZEIT: Das haben wir wiederum überprüft. Es sind einige, aber die machen aus der 18 keine 48, auch keine 35 ...

Volker Ovelgönne: ... und Berufsschulen gibt's hier ja auch. Die riesige Differenz bleibt. Vielleicht greift eine andere Erklärung: In Braunschweig gibt's eine große Uni, das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt, ein Helmholtz-Zentrum, zehn Gymnasien. Dementsprechend viele Hochschullehrer, Lehrer, Akademiker – lauter Eltern, die für ihre Kinder ausschließlich das Abitur in Betracht ziehen.

Annette Ovelgönne-Jansen: Wenn ich mir meine Cloppenburger anschaue, scheinen die nicht unter verpassten Chancen zu leiden.

Volker Ovelgönne: Aber bei 18 Prozent müssen doch viele flöten gegangen sein, Annette. Wo sind die? Umgekehrt muss ich mich bei 48 Prozent fragen, ob das nicht zu viele sind. Kinder werden ja nicht per Postleitzahl intelligenter.

ZEIT: In vielen Bundesländern dürfen Grundschulen keine verbindliche Empfehlung mehr für den Wechsel auf weiterführende Schulen geben. Bei Ihnen ist es auch so. Die Eltern entscheiden. Wie läuft das ab?

Volker Ovelgönne: Bei uns ist das eigentlich ein Wahnsinn: Es beginnt damit, dass wir Schulleiter zu Infoabenden durch die Grundschulen touren!

Annette Ovelgönne-Jansen: Mache ich auch. Bloß kommen da leider längst nicht alle Eltern.

Volker Ovelgönne: Krass. Bei uns ist Riesenandrang. Aber nur, solange es um Gymnasien geht! Ich kenne Grundschulen im Pfötchenviertel, da stellen sich die Kollegen von Haupt- und Realschulen gar nicht mehr vor.

ZEIT: Bei Ihnen in Braunschweig soll es einen regelrechten Elterntourismus durch alle Gymnasien geben.

Annette Ovelgönne-Jansen: Einen Tag der offenen Tür? Haben wir auch.

Volker Ovelgönne: Einen? Wir machen einen Tag der offenen Tür, Schnupperstunden an einem Samstag und bieten den Grundschulern an, im normalen Unterricht zuzuschauen. Trotzdem kriege ich noch Anfragen, da wollen Eltern eine persönliche Führung.

ZEIT: Können Sie überhaupt alle Schüler aufnehmen, die sich anmelden, Herr Ovelgönne?

Volker Ovelgönne: Das ist ja das Verrückte, können wir nicht.

ZEIT: Warum dann all die Werbung?

Volker Ovelgönne: Die Eltern erwarten das. In diesem Soziotop geht es nicht darum, dass ein Kind aufs Gymnasium geht. Sondern darum, auf welches. Das Beste soll's sein!

ZEIT: Was tun Sie, wenn ein offensichtlich ungeeigneter Schüler auf Ihre Schule will?

Annette Ovelgönne-Jansen: Bei uns sitzt die siebenköpfige Schulleitung eine Woche lang da und lässt alle Bewerber kommen. Wir schauen uns mit den Viertklässlern und deren Eltern die Zeugnisse an. Wir sagen auch sehr klar: „Mit unserer Erfahrung sehen wir auf dem Gymnasium große Schwierigkeiten auf Ihr Kind zukommen.“

Volker Ovelgönne: Und am nächsten Tag? Post vom Anwalt?

Annette Ovelgönne-Jansen: Nein. Viele gucken sich dann die Oberschule an. Und einige – aber sicher nicht so viele wie bei dir – kommen trotzdem wieder.

Volker Ovelgönne: Hier undenkbar. Die Erwartungshaltung bei uns ergibt sich mittlerweile aus Familientraditionen: Letzten Sommer habe ich bei der Einschulungsfeier alle Fünftklässler aufstehen lassen und gesagt: „Jetzt setzen sich alle hin, deren Großeltern schon auf dieser Schule waren.“ Setzten sich ein paar. Dann: „Jetzt alle, deren Eltern hier zur Schule gingen.“ Da saß die Hälfte! „Jetzt noch alle, die hier Geschwister haben.“ Wieder saßen mehr. „Und jetzt die, die hier Nachbarkinder oder Freunde haben.“ Da standen von 147 Neuen noch zehn.

ZEIT: Was ist demnach die Vorstellung von Lebensglück in Braunschweig, Herr Ovelgönne?

Volker Ovelgönne: Dazu muss ich sagen: Es gibt zwei Braunschweigs. Im Westen ist eher der Arbeiter zu Hause. Da gehört zum Glück unter anderem ein Heimsieg der Eintracht. Im Osten, im Pfötchenviertel mit seinem Bildungsbürger-Milieu – da gehört zur Definition von Glück sicherlich, den Wohlstand der Eltern zu halten, deren Erwartungen zu erfüllen. Ein gelingendes Leben zu leben. Sie können sich nicht vorstellen, unter welchem Druck einige Schüler stehen.

ZEIT: Was ist die Vorstellung von Lebensglück in Cloppenburg?

Annette Ovelgönne-Jansen: Haus und Kinder. Ein Wesensmerkmal ist Bodenständigkeit, eine starke Bindung an die Familie, an Freunde, an die Scholle. Einige bauen sich im Haus der Eltern den Dachstuhl aus. Und wenn ich im Werte-und-Normen-Unterricht die Mädchen frage: „Wollt ihr eure Kinder später in die Krippe geben?“, dann sagen die: „Dafür kriege ich kein Kind, dass ich's dann weggebe.“ Meine Theorie ist: Wir sind 15 Jahre hinter Braunschweig zurück, in manchen Fällen ist das schlecht, in manchen auch sehr gut.

ZEIT: Was meinen Sie?

Annette Ovelgönne-Jansen: Wenn wir zum Beispiel Eltern melden: „Ihr Kind macht unzuverlässig Hausaufgaben, wir denken deshalb an folgende Maßnahme ...“, dann antworten immer noch viele: „Danke für den Hinweis. Da unterstützen wir Sie.“

Volker Ovelgönne: Unsere Eltern sind natürlich auch super, was die alles auf die Beine stellen! Die organisieren einen Berufsinformationstag,

die spenden Ski für die Langlauf-AG, und ein Architekten-Vater sagt: „Ich habe gehört, die Schule braucht einen neuen Kanu-Steg? Da kann ich helfen.“ Andererseits beschwert sich schon mal ein Vater, weil sein Kind in Sport statt einer Eins minus eine Zwei plus bekommt. Oder wir informieren Eltern, dass ihr Kind einen Mitschüler attackiert hat – und zurück kommt eine Mail mit Fragen: Haben Sie Beweise? Können Sie Uhrzeit und Tatort nennen? Sind die Zeugen verlässlich? Solche Mails gehen in Kopie auch gern an die Landesschulbehörde.

ZEIT: Wie viele Eltern-Mails bekommen Sie pro Woche?

Volker Ovelgönne: Hält sich in Grenzen. Fünf bis zehn.

Annette Ovelgönne-Jansen: Pro Woche? So viele kriege ich in einem Schuljahr.

ZEIT: Glauben Sie, die Schüler Ihrer Schulen würden sich verstehen?

Annette Ovelgönne-Jansen: Je älter, desto besser, glaube ich. Für meine Fünftklässler wäre es schwierig. Je dörflicher sie aufwachsen, desto schwerer tun sie sich anfangs mit Eloquenz und Artikulation. Es fällt nicht allen leicht, ein Referat zu halten, etwas zu präsentieren.

ZEIT: Warum?

Annette Ovelgönne-Jansen: Weil sie es nicht gewohnt sind, etwas darzustellen. Sich darzustellen. Das hängt damit zusammen, mit wie viel Selbstbewusstsein und Diskursfreude man im Elternhaus ausgestattet wird.

Volker Ovelgönne: Da muss ich mir keine Sorgen machen.

Annette Ovelgönne-Jansen: Wenn mir in der Klasse mal ein „Scheiße!“ rausrutscht, schlagen viele die Hand vor den Mund und flüstern: „Sie

hat ‚Scheiße‘ gesagt!“ Wenn wir unterwegs sind, auf Exkursionen, in Museen, hören wir immer: „Wie höflich Ihre Schüler sind. Die machen nichts kaputt, die sagen Bitte und Danke.“ Das freut mich. Aber ich freue mich noch mehr, wenn ich sehe, wie einige im Lauf der Jahre eloquenter, auch aufmüpfiger werden. Es ist doch unsere Aufgabe, sie zu kritischen Menschen zu erziehen.

Volker Ovelgönne: Hast du deine Schüler in der letzten Abi-Rede nicht sogar aufgefordert, auf Reisen zu gehen?

Annette Ovelgönne-Jansen: Ja. Unsere Schüler machen Abi-Fahrten nach Bulgarien und Lloret de Mar, weil’s da billig ist und man viel trinken kann. Inzwischen gehen aber auch einige mit Work and Travel nach Australien oder als Au-pair in die USA. Trotzdem ist vielen der eigentliche Wert des Reisens nicht bewusst. Auch nicht der Wert von Bildung. Etwas, das man nicht monetär bemessen kann, wird hier in der Gegend nach wie vor nicht richtig geschätzt, finde ich.

ZEIT: Das haben Sie gesagt?

Annette Ovelgönne-Jansen: Etwas vorsichtiger. Ich habe von meinen Reisen erzählt. Nach Indien und Afrika. Die Weite, die Tiere! Sogar im Kollegium löste das jahrelang Irritationen aus. Da haben mich gestandene Lehrer gefragt: „Was willst du da denn?“ Und: „Wie kommst du nur auf diese Ziele?“

ZEIT: Heißt das, geografische Abgelegenheit führt eher zu Genügsamkeit als zu Ausbruchslust?

Annette Ovelgönne-Jansen: Ich meine das nicht so negativ, wie es vielleicht klang. In Cloppenburg wirken starke soziale Strukturen – was ja

auch gut ist! Man wird gehalten von einem sozialen Netz. Ich habe den Eindruck, es gibt eine hohe Zufriedenheit mit den Zuständen, wie sie sind.

ZEIT: Wohin gehen Sie mit Ihren Schülern auf Klassenfahrt?

Annette Ovelgönne-Jansen: Die Klassenfahrten der Fünften und Sechsten gehen auf die Inseln, Norderney oder Borkum. Und die Eltern fragen nie: Warum nicht mal woandershin? Die achten Klassen fahren dann Ski. Für viele Schüler ist es das erste Mal, dass sie Berge sehen, Berge mit Schnee. Das stille Staunen, wenn der Bus nach einer Nachtfahrt durch dieses Weiß fährt: Das rührt mich.

Volker Ovelgönne: Wir hier fragen uns im Kollegium: Wann gehen wir besser auf Klassenfahrt – vor oder nach den Sommerferien? Vorher: stressig, wegen der Klassenarbeiten. Nachher: auch keine gute Idee – da kommen viele Schüler gerade aus ihren tollen Urlaubsresidenzen, und einige müssen sich erst auf Jugendherbergsniveau zurechtfinden.

Zwei Stunden haben Bruder und Schwester gesprochen, am Ende sind sie unsicher. Sollte Annette Ovelgönne-Jansen versuchen, die 18 in Cloppenburg zu steigern, obwohl die Menschen dort recht zufrieden wirken? Sollte Volker Ovelgönne den Braunschweiger Bildungsdrang, eigentlich eine gute Sache, ein bisschen bremsen, um den Kindern den Druck zu nehmen? Und: Haben Schulleiter überhaupt Einfluss auf die gesellschaftlichen Kräfte vor Ort?

Die beiden schickten eine Mail an ihre Oberstufenschüler: Wer will mit der Presse reden? Gemeldet haben sich die Zugewandten, mitgespielt hat auch der Zufall, als an einem Mittag im Februar Yannik, 17, hager und blond, in Braunschweig das Wilhelm-Gymnasium verlässt.

Eben hat er seine Vorabi-Klausur in Biologie abgegeben. „Darwin und Evolution, lief ganz gut“, sagt er und schlendert vom Schulportal aus eine Straße links runter, geht am Städtischen Museum vorbei, insgesamt 200 Meter, dann ist er zu Hause. Ein gepflegter Altbau. Wenn Yannik aus seinem Zimmer im zweiten Stock schaut, kann er seine Schule sehen.

Sollte alles nach Plan laufen – und sein Plan heißt: ein Notenschnitt von 1,2 –, wird Yannik nicht mehr lange in Braunschweig wohnen, sondern nach Sydney, London oder Leiden in den Niederlanden ziehen und dort Jura studieren. Er sagt das so selbstverständlich, wie weltumspannendes Denken in seiner Familie selbstverständlich ist. Sein Vater ist Banker, nach der Trennung von der Mutter zog er nach Singapur. Als Yannik noch ein Kind war, besaß der Vater eine BahnCard 100, oft fuhren beide kreuz und quer durch Deutschland, einfach rein in einen ICE und irgendwo wieder raus, mal in Heidelberg, mal in Saarbrücken. Seit der Vater in Asien lebt, hat sich nur das Verkehrsmittel geändert: Neulich flogen die zwei spontan nach Tokio, der Vater hatte dort einen Termin. Auf diese Weise war Yannik auch schon in Bangkok und Brisbane.

Was alles geht! Wie viel möglich ist! In diesem Bewusstsein ist Yannik in Braunschweig aufgewachsen. Die Welt seiner Eltern ist weit, seine soll nicht enger werden.

Der gleiche Monat, die andere Schule. Freya, 17, kurze dunkle Haare, rotwangig vor Aufregung, hat gerade die letzte Mathe-Klausur ihres Lebens geschrieben. Inmitten einer Schülerschar tritt sie aus dem Clemens-August-Gymnasium, läuft zum Cloppenburgener Bahnhof, steigt in den Bus der Linie 930 und lässt sich fast eine Stunde lang nach

Hause schaukeln. Draußen ziehen Felder vorbei, drinnen beschlagen die Scheiben, und Freya erzählt. Von To Kill a Mockingbird, das sie im Englisch-Leistungskurs gelesen hat. Von dem alten Bauernhaus, das ihre Eltern weit draußen hergerichtet haben. Von den Schwierigkeiten, im löchrigen Internet dort für ein Referat zu recherchieren. Von dem Pferd, das dafür in der Abgeschiedenheit Platz hat.

Freya, die Älteste von fünf Geschwistern, wird die Erste in ihrer Familie sein, die Abitur macht. Der Vater, von dem sie liebevoll als „Papa“ spricht, war Kfz-Mechatroniker, bis er krank wurde. Die „Mama“ lernte Fleischereifachverkäuferin. Freya war noch nie in Amerika, nie in Afrika, nie in Asien. Einmal war sie in Berlin. Stand jetzt, möchte sie Tierärztin werden.

Für einen Braunschweiger Schüler wie Yannik mag das bescheiden klingen. Für Freya fühlt es sich anders an. Dem Großvater gehörte ein Schlachthof, ihre Mutter hatte noch neun Geschwister und durfte damals nicht aufs Gymnasium. Sie sollte „was Richtiges“ lernen. „Mama bereut das ihr ganzes Leben“, sagt Freya.

Diese enge Welt – für ihre Kinder will Freyas Mutter sie jetzt weiten.

Braunschweiger und Cloppenburg Biografien drängen schon auseinander, bevor Kinder in die Schule kommen. Im urbanen Bürgertum beginne das Streben zum Bestmöglichen spätestens im Kreißaal, sagt die leitende Hebamme am Städtischen Klinikum Braunschweig. Viele Schwangere sind über dreißig, viele bekommen nur ein Kind, dementsprechend soll die Geburt ein Lebens-Highlight sein. Neulich wollte eine Frau, dass ihr Mann im Kreißaal Harfe spielt. Hat er dann gemacht. Muss ein Baby per Kaiserschnitt geholt werden,

sind einige Mütter deprimiert, manche begeben sich in psychologische Betreuung, wegen des Gefühls, ihrem Kind nicht den besten Start ermöglicht zu haben. Trinkt ein Neugeborenes nicht sofort von der Brust, blickt die Hebamme in verzweifelte Gesichter. Sie kennt auch das Standardprogramm, das aufs Verlassen der Klinik folgt: Säuglingsgymnastik, nach sechs Monaten Babyschwimmen, mit anderthalb Jahren musikalische Früherziehung, im Kindergarten die ersten englischen Wörter.

Im Cloppenburg St. Josefs-Hospital berichtet die leitende Hebamme, auch ihre Schwangeren läsen mittlerweile mehr Ratgeber, seien aber meist noch „fähig, sich in die Situation hineinfallen zu lassen“. Harfe hat noch niemand gespielt, die Frauen sind etwas jünger als andernorts, entspannter – auch weil sie ihre Eltern als Helfer in der Nähe wissen, sagt die Hebamme. Oft wechseln sich Männer und Mütter im Kreißaal ab, ganze Familien rotieren über Stunden rein und raus. Vor der Tür zur Geburtsstation steht ein Sperrholzstorch.

Wenn Kinder in Braunschweig in die erste Klasse kommen, kann es sein, dass sie von der Mutter des angehenden Abiturienten Yannik begrüßt werden. Sie ist Lehrerin an einer Grundschule. Derzeit betreut sie eine vierte Klasse, zwölf Kinder, nur für zwei wird sie wohl das Gymnasium empfehlen. Sie weiß, dass einige Eltern der übrigen zehn ihren Rat ignorieren werden. Eine Mutter fragte schon vor einem Jahr: „Er schafft’s doch aufs Gymnasium, oder?“ Eher nicht. Neulich war die Frau wieder da und sagte, sie habe mit einer Therapeutin geredet – die habe empfohlen, es zu probieren, womöglich sei der Sohn ein

Spätzünder. Yanniks Mutter ist schon eine ganze Weile Grundschullehrerin, noch nie hat sie gehört: „Okay, wenn Sie's für besser halten, dann geht mein Kind auf die Realschule.“

Es gibt Gymnasien in der Stadt, da sprechen die Noten von 30 Prozent der Bewerber eigentlich gegen eine Aufnahme. Die Eltern melden ihre Kinder trotzdem an. In Volker Ovelgönnes Wilhelm-Gymnasium wird schon in Kellerräumen unterrichtet.

Wenn Freya im Cloppenburg Land die Berufe ihrer Nachbarn aufzählt, der Menschen auf den Höfen ringsum, sind das nicht mehr nur Bauern, sondern auch die Besitzerin eines Reitladens und ein Spediteur für Turnierpferde. Aber Nachbarskinder, die wie sie aufs Gymnasium gehen? Gibt es kaum. „Ich kenne viele, die gar nicht ahnen, was sie können“, sagt Freya. Tolle Mädchen und Jungs, die Pfadfindergruppen leiten und sich auch in der Welt zurechtfinden würden, aber schon mit 14 Jahren sagen: „Ich weiß eh, was ich werde.“ Von ihren Eltern hören sie ja dauernd: „Du kannst später den Hof übernehmen.“

Freyas Mutter, die gelernte Fleischereifachverkäuferin, die nicht aufs Gymnasium durfte, leidet stellvertretend darunter. „Wer nichts ausprobieren wird nie was Neues kennenlernen“, sagt sie. Mittlerweile kellnert sie in einem Kulturcafé, einem winzigen Stück alternativer Szene in Cloppenburg. Ringsum wiederholt sich in ihren Augen Geschichte, wieder und wieder, nur auf wachsendem wirtschaftlichem Niveau. Wer früher 100 Schweine mästete, mästet heute 1.000. Wer früher ein kleines Bauunternehmen führte, führt heute ein großes. Wer früher VW fuhr, fährt heute Mercedes.

Eine Kindheit in Cloppenburg ist voll von Greifbarem – und manchmal verstellt der Blick auf das, was ist, den Blick auf das, was sein könnte. Vermutlich erfährt Freyas Mutter deshalb keine Bewunderung für ihre Anstrengung, den Kindern das Abitur zu ermöglichen. Nicht mal Neid.

Eine Kindheit in Braunschweig ist voller Konjunktive – und manchmal verstellt der Blick auf das, was sein könnte, den Blick auf das, was ist. Während Handwerker verzweifelt Auszubildende suchen, hört man von Schülern an Gymnasien kaum etwas so oft wie den Satz: „Note ist egal, Hauptsache, Abi.“

In Braunschweig ist eine ganze Infrastruktur gewachsen, die Schüler pushen soll. Neben zehn Gymnasien halten auch fünf Gesamtschulen den Weg zum Abi offen (in Cloppenburg keine einzige), mehrere Institute haben sich auf die Diagnose von Lese-Rechtschreib-Schwächen spezialisiert, in fast jeder Gymnasialklasse sitzt mittlerweile ein Kind, in dessen Deutsch-Note die Rechtschreibung nicht einfließt. Auch der Nachhilfemarkt boomt. In der Filiale der Firma Studienkreis brechen Gymnasiasten im Vorstellungsgespräch regelmäßig in Tränen aus. Neulich, sagt die Leiterin, habe eine Mutter ihren völlig überforderten Sohn gebracht, der schon einmal sitzen geblieben war und jetzt wieder fünf Fünfen auf dem Zeugnis hatte. Eine andere Frau meldete ihr Kind fünfmal die Woche zur Nachhilfe an, „viel zu viel“, sagt die Leiterin, aber die Frau bestand darauf. Kürzlich blaffte eine weitere Mutter ihre Tochter, eine Viertklässlerin, an: „Dann wirst du halt Straßenkehrerin!“

Diese Eltern für ihren Ehrgeiz zu kritisieren ist leicht, zu leicht vielleicht, denn natürlich gibt es Kinder, die tatsächlich durchstarten, deren

Biografien im Rückblick zeigen: Die Nachhilfe, das Beharren, das gemeinsame Büffeln, all das brachte etwas in Gang.

In Cloppenburgs Arbeitsagentur erzählt der Berufsberater Dietmar Meyer, dass er seinen eigenen Sohn nicht aufs Gymnasium geschickt hat, weil er dem Jungen „eine Kindheit mit Zweien statt Vieren“ schenken wollte. Meyer hat einen Realschulabschluss, er ist Fan von Werder Bremen. Wenn er mit seinen Kumpels ins Stadion fährt, ist ein Firmenchef dabei, ein Bankkaufmann, ein Lagerarbeiter. „Es gibt bei uns keine Ständegesellschaft“, sagt Meyer. Deshalb sei die Angst vor einem Straßenkehrer-Schicksal auch nicht groß.

Das Leben auf dem Land ist günstiger als in der Stadt, fast jeder kann ein Haus bauen. Der Berufsberater Meyer beschreibt seine Heimat, als habe konservativ-katholischer Kapitalismus zu sozialistischer Gleichheit geführt. Es gibt Arbeit für alle und jeden, Lebensmitteltechnik, Tiefkühlkost, Maschinenbau, viele Firmen sind in Familienbesitz. Wirtschaftskrisen werden gemeinsam durchgestanden wie früher Gewitter und Hagel.

Was der Cloppenburgler Meyer über Braunschweig hört, klingt für ihn nach Angst. Nach Abstiegsangst und Nicht-mehr-Aufstiegs-Angst. Soll Bildung nicht Ängste nehmen? In Braunschweig scheint, aus Cloppenburg betrachtet, das Gegenteil zu stimmen.

Hört man Meyer allerdings genau zu, künden seine Worte ebenfalls von Furcht – der vor jedem Wagnis. Freudig lobt er die „realistischen Vorstellungen“, mit denen Schüler zu ihm kommen, ihren Wunsch, erst mal „was Sicheres, was Solides“ zu lernen. Versteht man Meyer richtig, gibt er keinen Rat häufiger als den, schnell „was in der Tasche“

zu haben; eine Ausbildung, ein Auskommen. Das Leben in der Großstadt: teuer, diffus, riskant. Der Albtraum schlechthin: „Acht Semester studieren und dann scheitern.“

Braunschweiger Eltern würden da fragen: Soll Bildung nicht Chancen eröffnen?

Je mehr man sich in den Alltag dieser beiden deutschen Städte hineinfragt, desto deutlicher wird: Im Raum zwischen der 18 und der 48 verbergen sich nicht nur Bildungsunterschiede. Zum Vorschein kommen zwei grundverschiedene Lebenswelten, zwei Deutschlands. Die Bundesrepublik gehört zu den reichsten Staaten der Welt, sie ist erschlossen durch Straßen, vernetzt mit Schienen, alle Bürger werden von der gleichen Kanzlerin regiert, in jedem Winkel des Landes können sie dieselben Nachrichten sehen, überall gelten die gleichen Gesetze – und doch ist es so: Selbst eineiige Zwillinge würden völlig verschiedene Wege nehmen, wenn sie getrennt voneinander in Cloppenburg und Braunschweig aufwüchsen.

In Cloppenburg wird Fußball gespielt, im Braunschweiger Pfütschenviertel Hockey.

In Cloppenburg wird gesoffen, in Braunschweig gekifft.

In beiden Städten gibt es Jugendprobleme wie Magersucht, Depression, auch Suizidalität – Phänomene, denen Braunschweiger Jugendberatungsstellen, Jugendpsychiatrien, Jugendarztpraxen und Jugendämter mit dem Prinzip der „Niedrigschwelligkeit“ begegnen: Sobald irgendjemandem ein Schüler auffällig erscheint, wird Alarm geschlagen. So landen nicht nur Essgestörte und

Selbstmordgefährdete beim Therapeuten, sondern auch Teenager mit Liebeskummer. In Cloppenburg sagt eine Kinderpsychotherapeutin: „Bei mir melden sich viele Eltern leider erst, wenn’s brennt. Und dann fallen Sätze wie: ‚Mein Kind gehört doch nicht in die Klappe!‘“

In der Cloppenburg Buchhandlung Terwelp verkaufte sich im vergangenen Jahr ein Bildband über den Landkreis am besten. Der Besitzer sagt, Esoterik laufe bei ihm nicht so gut, ebenso wenig Lebenshilfe und „alles mit Achtsamkeit im Titel“.

In der Braunschweiger Buchhandlung Goeritz ist gerade ein versponnener Roman des Japaners Haruki Murakami sehr gefragt. Und Bernhard Schlinks Olga, sagt die Inhaberin, das Buch werde derzeit auf NDR Kultur vorgelesen.

In Cloppenburg nehmen durchschnittlich einhundert Menschen an einer Beerdigung teil, sagt ein Bestatter. Ein Kollege aus Braunschweig sagt: „So viele kommen bei uns nur, wenn jemand sehr jung stirbt.“

Üblicherweise macht man als Journalist die Erfahrung, dass Interviewpartner relativieren. Dass sie – als Verteidiger ihrer Heimat – ungern schwarz-weiß malen. Bei dieser Recherche war es anders: Wer auch immer sprach, tat das mit einer Freude an Extremen, an Anekdoten, an Klischees.

Wahrscheinlich weil die Klischees der Wirklichkeit entsprechen. Demnach ist Cloppenburg ein Ort, an dem Hauptschüler noch eine Arbeit finden. An dem das Handwerk gewürdigt wird. An dem Beamte und Müllmänner Tür an Tür wohnen, anstatt sich – in segregierten Vierteln – aus den Augen zu verlieren. Ein Ort, in dem man gemeinsam

Karten spielt und niemand einsam stirbt. Es wäre Wahnsinn, das gering zu schätzen.

Und es wäre Leichtsinn, das Bestmöglichkeitsdenken von Braunschweig zu belächeln. Der Europäischen Union zufolge wird in keiner Stadt auf dem gesamten Kontinent mehr Geld in Forschung und Entwicklung investiert. Das Exzellenzstreben ist so weit verbreitet, dass es fast an Unterlassung grenzt, ein Kind hier nicht zum Abitur zu drängen: In Niedersachsen kann niemand mehr Polizist werden, der nicht mindestens Fachabitur hat. In Braunschweig hatten 85 Prozent der Bankkaufleute, die 2016 ihre Ausbildung begannen, Abitur. Bei den Versicherungskaufleuten waren es 75 Prozent, im Hotelgewerbe 69 Prozent.

Längst ist an beiden Orten ein Perpetuum mobile aus Sein und Sollen in Gang gekommen, hat sich eine Logik der Stadt und eine Logik des Landes entwickelt. So gilt für viele Menschen in Braunschweig wie in Cloppenburg das Glück, am richtigen Ort zu sein. Aber für andere eben auch das Pech, am falschen zu leben. Denn was, wenn ein Mensch nicht ins Milieu passt, das sich um ihn herum ausformt?

An einem sonnigen Nachmittag steht Monika Taddicken, Professorin für Medienwissenschaften an der TU Braunschweig, zum letzten Mal im endenden Semester vor ihren Studenten. 37 sind gekommen, halb so viele wie zu Beginn, immerhin. Über Monate hat die Dozentin versucht, den Erstsemestern die Grundlagen ihres Faches nahezubringen, oft wirkten die Blicke der Studenten leer, auch heute. Die Professorin redet und redet, durchaus leidenschaftlich, anderthalb

Stunden. Kein Zuhörer fragt etwas. Es antwortet auch niemand, wenn Taddicken eine Frage stellt. Es ist, als wären die Studenten gar nicht da.

Ganz hinten sitzt Marie und zwirbelt ihre blonden Haare um den Zeigefinger. Vor zwei Jahren hat sie an einem Braunschweiger Gymnasium Abitur gemacht. Nach einem Freiwilligen Sozialen Jahr in Polen wusste sie noch immer nicht, was sie tun könnte. Vielleicht Medienwissenschaften studieren. Fragt man Marie, wie sie das nun findet, zuckt sie mit den Schultern.

Semester für Semester sei das so, sagt die Professorin. Viele Studenten hätten kaum echtes Interesse, sie hätten noch nicht mal die Website der Uni gelesen, bevor sie sich einschrieben. Sie läsen auch keine Zeitung und dächten, sie seien „medial unterwegs“, weil sie den ganzen Tag aufs Handy gucken. „Die meisten sind falsch hier“, sagt Taddicken. Und meint damit die Universität.

Etwa zur selben Zeit ist die achte Klasse einer Oberschule im Landkreis Cloppenburg zu Berufsberater Meyer gekommen. Es sind pubertätsverformte 14-Jährige, manche schon groß und etwas ungeschlechtlich, andere noch Kinder. In einem Jahr werden sie ihren Hauptschulabschluss machen, einige werden dann eine Arbeit suchen. Der Berufsberater fragt, was sie werden wollen.

„Kfz“, sagt ein Jonas. Zu Hause schraube er gern am Traktor rum.

„Erzieherin“, sagt eine Susanna. Sie hüte oft die Kinder ihrer Tante.

„Zimmermann“, sagt ein Christian. Er habe seinem großen Bruder beim Bau eines Dachstuhls geholfen.

„Architektin“, sagt eine Ellen. „Immer noch.“ Der Vater fährt Lastwagen, die Mutter arbeitet in einem Imbiss, dem Onkel gehört eine Baufirma, „da könnte ich sofort anfangen“.

„Wow!“, könnte der Berufsberater nun rufen. „Wenn du dich anstrengst, wenn du lernst und gute Noten schreibst, kannst du nach der Zehnten aufs Gymnasium und später Architektur studieren.“ Mit 14 ist noch so viel möglich. Es ist das Alter der Träume, die Zeit, in der selbst der Mond erreichbar erscheint. Und Ellen möchte nur Architektin werden.

Doch der Berufsberater sagt: „Vielleicht guckst du erst mal nach Bauzeichnerin.“

Warum bleibt einer Ellen in Cloppenburg verwehrt, was eine Marie in Braunschweig offensichtlich überfordert? Noch einmal wollen wir mit den beiden Schulleitern reden.

Dieses Mal reist Volker Ovelgönne nach Cloppenburg, nimmt die Stufen zum Portal des Clemens-August-Gymnasiums und betritt die Schule seiner Schwester. In ihrem Büro hören sich die beiden die Geschichten von Yannik und Freya an, die Berichte der Hebammen, Therapeuten und Buchhändler, das Verlorensein von Marie in Braunschweig, das Übergangenwerden von Ellen in Cloppenburg. Manchmal lächeln, oft nicken sie.

ZEIT: Frau Ovelgönne-Jansen, macht Sie die Geschichte von Ellen wütend?

Annette Ovelgönne-Jansen: Ich finde das erschütternd. Sie bräuchte ja offenbar nur ein bisschen Ermutigung.

ZEIT: Warum fällt jemand wie Ellen in Cloppenburg durchs Raster?

Annette Ovelgönne-Jansen: Ich glaube, dass das Elternhaus da eine ganz, ganz große Rolle spielt. Ich habe häufig das Gefühl, wir arbeiten gegen eine Gumm wand. Man kann beraten, man kann Tage der offenen Tür veranstalten, Theateraufführungen machen – aber wenn die Eltern sich nicht für das Gymnasium interessieren, dann verpufft das. Und wenige Kinder tragen mit zehn, elf, zwölf schon den Keim des Revolutionären in sich und gehen allein ihren Weg. Die Ellens sind für mich schwer zu erreichen, ich kriege die ja nie zu Gesicht.

ZEIT: Offenbar gehören zu der Gumm wand, von der Sie sprechen, nicht nur Eltern, sondern auch Berufsberater. Wie kommen Sie da durch?

Volker Ovelgönne: Gibt es AGs, die ihr anbietet, schon in Grundschulen? Eine Kollegin von uns macht in einer Grundschule um die Ecke „lebendige Antike“.

Annette Ovelgönne-Jansen: Nein. Was wir haben, sind zwanzig Minuten Schnupper-Unterricht und die Infoabende an den Grundschulen. Aber da kommen ja nicht viele.

ZEIT: Wir fragen uns, ob es möglich wäre, direkt an die Oberschulen zu gehen, zur Konkurrenz. Nicht der zehnjährigen Ellen zu begegnen, sondern der 14-jährigen – ohne Umweg über die Eltern.

Annette Ovelgönne-Jansen: Aber das wäre übergreifig, fast wie Guerilla. Ellen zu entdecken und zu ermutigen, das ist die Aufgabe der Lehrer an der Oberschule. Wenn die sehen: Da ist ein Kind, das hat die Fähigkeiten, das hat einen Traum, dann müssen sie sagen: Versuch es! Ich unterstütze dich! Und ich rede mit deinen Eltern!

Volker Ovelgönne: Die Lehrer dort gäben damit natürlich ihr bestes Pferd im Stall ab. Einen Schüler, der oft auch sozial Vorbildcharakter hat und andere mitzieht. Da sagt es sich nicht leicht: Verlass uns mal bitte, du kannst aufs Gymnasium.

ZEIT: Sogar Lehrer gehören zur Gumm wand?

Annette Ovelgönne-Jansen: Zum Teil ... ich weiß nicht ... ja. Dazu das soziale Netz. Ellens Mitschüler würden vermutlich auch sagen: „Ey, was soll das? Wir sind doch Freunde!“

Volker Ovelgönne: Ein klebriges Netz.

Annette Ovelgönne-Jansen: Klebrig, ganz genau! Und zugleich berührend. Es ist schwierig, damit umzugehen, für jeden hier, auch für mich. Ich frage mich andauernd: Welche Handhabe bleibt mir? Übersehe ich eine Möglichkeit? Was ich behaupten kann: Diesseits der Gumm wand tun wir alles. Wir haben ein Schüler-helfen-Schülern-Programm. Und dann gibt es das Ganztagsangebot: Da beaufsichtigen Lehrer Schüler nachmittags noch beim Hausaufgabenmachen.

Volker Ovelgönne: Der nächste logische Schritt, um die Gumm wand zu durchbrechen, wäre dann doch: Du musst zum Schulträger gehen, zur Landesschulbehörde, und sagen: 18 Prozent! Guckt euch das mal an, das geht doch nicht.

Annette Ovelgönne-Jansen: Die Grünen haben vor zwei, drei Jahren einen Antrag für eine Gesamtschule in Cloppenburg gestellt, Volker. Der ist bei einer Elternbefragung klar abgelehnt worden. Die Eltern haben zurückgefragt: Wozu? Wir haben doch Gymnasien und funktionierende Oberschulen.

ZEIT: Das hieße: Die 18 spiegelt den Elternwillen wider.

Annette Ovelgönne-Jansen: Aber eben nicht Ellens Wünsche. Ich weiß zwar nicht, wie viele Ellens es gibt, aber es ist schon ärgerlich, dass es die eine gibt.

ZEIT: Wenn Sie könnten: Welche Zahl anstelle der 18 würden Sie in zehn Jahren gern in Cloppenburg erreichen?

Annette Ovelgönne-Jansen: Schwer zu sagen. 25 Prozent?

Volker Ovelgönne: Da würde in Braunschweig der Notstand ausgerufen!

ZEIT: Herr Ovelgönne, angesichts von Studenten wie Marie: Machen an Ihrer Schule zu viele Abitur?

Volker Ovelgönne: Dass einige Studenten im ersten Semester orientierungslos sind, wundert mich nicht. Natürlich ist es unsere Aufgabe, Menschen wie Marie aufs Studium vorzubereiten. Vor allem bei den G8-Jahrgängen fehlt uns dabei ein wichtiges Jahr. Aber ich bin zuversichtlich, Marie wird ihren Weg schon finden.

Annette Ovelgönne-Jansen: Das kriegen wir wiederum durch unsere Eltern und Ehemalige gespiegelt: Wer unsere Schule mit einem guten Abitur verlässt, kommt auch an der Universität klar.

Volker Ovelgönne: Ich behaupte mal, das gilt für meine Schule auch.

ZEIT: In unserem ersten Gespräch erzählten Sie noch von dem Druck, unter dem überforderte Schüler leiden.

Volker Ovelgönne: Ja, klar. Was bei meiner Schwester die Gummiwand ist, ist bei mir ein Dilemma. Wenn wir in Braunschweig die 48 runterschrauben, ist meine Sorge, dass wir Ellens produzieren. Gleichzeitig müssen wir jede Marie vor überambitionierten Eltern schützen. Wo ist da

genau die Grenze? Schwierig, aber man kann sich schon fragen, ob wir wegmüssen von der massiven Werbung.

ZEIT: Und? Wollen Sie?

Volker Ovelgönne: Von der Werbung ja. Aber von den Abschlüssen? Es geht hin und her mit mir. Es ist doch wünschenswert, dass viele Abitur machen. Land ohne Rohstoffe und so – die Argumente kennen Sie ja. Müssen wir in Braunschweig, nur weil Cloppenburg vielleicht ein bisschen raufsollte von der 18, runter von der 48? Je länger wir reden, desto weniger gefällt mir das.

ZEIT: Dann nehmen Sie aber einige Maries in Kauf.

Volker Ovelgönne: Die Konsequenz muss man dann tragen.

ZEIT: Was wäre Ihr Appell an die Kinder von Cloppenburg und Braunschweig?

Annette Ovelgönne-Jansen: Ich würde ein Tucholsky-Zitat anbringen, das habe ich schon in der letzten Abi-Rede verwendet: „Die größte Sehenswürdigkeit, die es gibt, ist die Welt – sieh sie dir an!“

Volker Ovelgönne: Ich habe gerade unserer Schulzeitung ein Interview gegeben und wiederhole das hier gern: Hör auf dein Herz und deinen Verstand. Was du willst und was du kannst, ist entscheidend. Nicht was dein Umfeld von dir verlangt.

Sorgenkinder

Im Zivildienst fuhr unser Autor täglich eine Gruppe von Kleinkindern umher. Manche waren hyperaktiv, manche aggressiv, manche unterentwickelt. Neun Jahre später hat er sie wieder getroffen. Ihre Geschichten erzählen alle von schwierigen Anfängen – aber sie gingen sehr unterschiedlich weiter.

Mein erster Tag begann mit einer Untertreibung. »Die sind etwas wild«, sagte der Leiter des Kindergartens. Und ich dachte: Wie schlimm können acht Kleinkinder schon sein?

Ich war 19 Jahre alt und hatte keine Ahnung.

Es war der Spätsommer 2007, und die Wehrpflicht hatte noch vier Jahre vor sich. Ich war Zivildienstleistender, Zivi, und stand in einem Kindergarten der Lebenshilfe in Appen-Etz bei Pinneberg. Viel weiter in der Hamburger Peripherie kann man nicht landen, ohne in Elmshorn anzukommen. Es roch nach Fruchtee, Seife und vollen Windeln. Und draußen vor der Tür, auf dem Parkplatz, wartete mein neues Arbeitsgerät für die nächsten neun Monate: fünf Meter lang, weiß von außen, rostig von unten, neun graue Stoffsitze. Es war ein alter Mercedes Sprinter. Damit sollte ich von nun an jeden Tag acht Kinder von zu Hause abholen. Das erste böse Omen war der Rückspiegel. Den hatte mein Vorgänger

nicht auf die Straße gerichtet, sondern auf die Rückbänke, auf die Kinder. So, dass er sie immer sehen konnte.

Als die Kinder eingestiegen waren, da waren sie noch höflich gewesen, etwas schüchtern. Sie hatten lauter Fragen gestellt:

»Wer bist du?«

»Was machst du hier?«

Und: »Woher weißt du, wo ich wohne?«

Aber nach 15 Minuten war es vorbei mit der Zurückhaltung. Die Kinder waren wie eine Schachtel trockener Streichhölzer: Brannte eines, brannten alle.

Am ersten Tag ging es so, oder so ähnlich: Sascha ärgerte Ronja, Ronja schlug Sascha, Sascha petzte, Lion kitzelte Ronja, und weil es da schon so viel Spaß machte, rangelte Kjell mit Patrick, dann fing David auf einmal ohne offensichtlichen Grund zu weinen an, und von irgendwoher

flog eine leere Tupperdose durch den Bus, woraufhin ich zum ersten Mal den Wagen abstellte und ein Fünf-Minuten-Intensivverhör veranstaltete, um den Werfer zu finden.

Diese Kinder waren etwas Besonderes. Sie waren aufmüpfig, witzig, wild. Es waren Sorgenkinder, allesamt. Einige von ihnen konnten mit fünf Jahren nur schlecht sprechen, viele waren hyperaktiv, manche kamen mit anderen Kindern nicht zurecht, waren aggressiv, bissen, schubsten, traten. Bei einigen war es relativ harmlos. Bei anderen ging es mit vier, fünf Jahren schon darum, ob sie jemals ein normales Leben führen würden.

Ihre Probleme waren das, was sie vereinte. Was sie trennte, war ihre Herkunft. Es gab Kinder, die von der Sozialhilfe lebten; wo die Eltern manchmal eine Stunde auf den einzigen Bus zu warten hatten, wenn sie zum Elterngespräch in den Kindergarten kommen mussten. Andere Kinder hatten Eltern, die für Banken und Versicherungen arbeiteten und mit silberfarbenen Mercedes-Geländewagen auftauchten, um sich vorzustellen.

Keines dieser Kinder hatte einen leichten Start. Aber wo Armut die Probleme einiger Kinder verschärfte, dämpfte Wohlstand sie. Oder zumindest schien es damals so. Meine erste, katastrophale Fahrt mit diesen Kindern ist jetzt gut neun Jahre her. Ich habe mich immer wieder gefragt: Wie ist die Welt mit ihnen umgegangen? Mit ihrer Wildheit? Mit all ihren Problemen?

Im vergangenen Herbst habe ich angefangen, sie zu suchen. Sie sind jetzt Jugendliche, fast schon erwachsen. Sie haben ihre ersten

Träume noch vor sich und die ersten Enttäuschungen schon hinter sich. Nur ein Einziger lebte noch in derselben Wohnung wie damals. Alle anderen waren umgezogen. Manche nur eine Straße weiter. Andere nach Eckernförde oder Schwerin, mehr als hundert Kilometer entfernt. Die meisten leben noch bei ihren Eltern, nur einer nicht. Von acht Kindern wollte eines nicht in diesem Text auftauchen. Die anderen haben mir erzählt, wie es ihnen ergangen ist.

Dies sind sieben Geschichten über das Aufwachsen mit Problemen. Sieben Geschichten über Armut und Wohlstand, über Glücksfälle und Schicksalsschläge, über starke Eltern und schwierige Kinder. Die Geschichten von Sascha, David, Ronja, Lion, Lennard, Kjell und Patrick.

SASCHA

Ich: »Hast du einen Lieblingsfilm?«

Sascha: »Slumdog Millionaire!«

Ich: »Dieser Film über einen Straßenjungen, der bei einer Quizshow gewinnt?«

Sascha: »Ja, die Farben waren so schön.«

Ich weiß noch, wie Sascha mir zum ersten Mal den Krieg erklärt hat. Es war ein Herbstnachmittag. Die meisten Kinder waren eingeschlafen, saßen mit weggeklappten Köpfen auf der Rückbank und machten leise Schnarchgeräusche. Da löste Sascha mitten hinein, in diese Ruhe, auf der Hauptstraße seinen Anschnallgurt und sagte ganz ruhig: »Guck,

ich habe mich abgeschnallt.« Ich dachte erst, ich höre nicht richtig. Wer nicht angeschnallt ist, fährt nicht mit, das war die Regel. Ich fuhr rechts ran, machte den Warnblinker an und sagte das, was ich dann immer sagte: »Gut, dann musst du hierbleiben.« Und wartete, dass Sascha nachgab.

Sascha sagte nur: »Ja, gut. Ist in Ordnung.«

Sascha war das einzige Kind im Bus, bei dem mir die Kontrolle ab und zu entglitt. Bei dem Worte, Ermahnungen, Ermunterungen und, zuletzt, Drohungen nicht mehr halfen. Er war fünf Jahre alt. Ein blasses, kräftiges Kind. Er hatte abstehende Ohren, eine knubbelige Nase und sah aus wie ein zu groß geratenes Kuscheltier.

Natürlich konnte ich nicht wirklich einen Fünfjährigen an einer vier-spurigen Pinneberger Hauptstraße absetzen. Aber ich konnte zumindest noch etwas länger so tun, als ob. Ich ging nach hinten, und ich weiß noch, wie ich dachte: Wenn du jetzt nicht bald nachgibst, kleiner Mann, dann hast du mich. Ich machte die Schiebetür auf und packte ihn unter den Armen. Ich hatte schon angefangen, ihn hochzuheben, da gab er endlich nach: »Nein, nein, nein, ich schnall mich auch an.« Sascha war in diesem Moment nur noch zwei Sekunden davon entfernt zu durchschauen, wie dünn meine Autorität, die Autorität der Erwachsenen, in Wirklichkeit war.

Er war ein intelligenter Junge, aber er wuchs in einer schwierigen Umgebung auf. Sascha wohnte in der einzigen Plattenbausiedlung weit und breit, dem »weißen Riesen« in Pinneberg. Er teilte sich eine kleine Wohnung mit drei Geschwistern. Er war eines der mittleren Kinder.

Aufmerksamkeit bekam er nur, wenn er Unsinn machte. Sein Vater Alkoholiker, seine Mutter mit den Kindern überfordert. Seine Aufsässigkeit war nicht böseartig. Sie war seine Überlebensstrategie.

Ich: »Wieso habt ihr die Sachen geklaut? Die aus der Tankstelle?«

Sascha: »Weiß nicht. Zum Spaß. Just for fun.«

Die markanteste Veränderung ist seine Stimme. Sie ist jetzt tief, dunkel, mit 14 Jahren schon. Er trägt zu unserem Treffen einen grünen Rollkragenpulli, der ihn braver aussehen lässt, als er ist. Sascha lebt nicht mehr in Pinneberg, sondern am Meer, in Eckernförde. Das ist die gute Nachricht. Die schlechte Nachricht ist: Er lebt hier im Heim.

Sascha erzählt seine Geschichte mit so leiser Stimme, dass ich ihn oft kaum verstehe. Als würde er hoffen, dass all die unangenehmen Dinge verschwinden, wenn man sie nur flüstert.

Als das Jugendamt Sascha abholte, war er neun Jahre alt. »Kindeswohlgefährdung« heißt die Begründung: Die Eltern waren zur Gefahr für ihn geworden. Sascha mag darüber nicht mehr sagen, als dass »es nicht mehr ging«.

Mit neun Jahren bekam ich auf einwöchigen Klassenfahrten vor Heimweh Bauchschmerzen. Sascha war mit neun Jahren auf einmal für immer auf sich gestellt. Es ist nicht ganz einfach, sich vorzustellen, was das mit einem so kleinen Kind macht.

Kerstin Bröther, die Leiterin des Heilpädagogiums in Eckernförde, traf Sascha im Kinderschutzhaus in Elmshorn. »Er war ein ganz knuffiges

kleines Knuddelkerlchen«, sagt sie heute. »Er war ja noch so jung. So neugierig. Er wollte wissen, wie die Kinder im Heim leben, was sie den ganzen Tag machen und ob es Taschengeld gibt.« Bröther nahm ihn eine Woche später mit.

Sein Zuhause war von nun an das Heilpädagogium in Eckernförde, eine Parkanlage, die sich einen kleinen Hügel hochwindet, wo Zedern in den Himmel wachsen, Rhododendren die Wege säumen und jedes Kind sein eigenes Zimmer hat. Zunächst ging das gut. Sascha kam auf eine Gemeinschaftsschule und war kein schlechter Schüler. Er spielte Fußball, er schnitzte mit Holz, er ging zu den Pfadfindern und einmal die Woche zur Kunsttherapie. Er töpferte, malte, bastelte. Aber dann kam die Pubertät. Und Saschas Leben geriet wieder außer Kontrolle.

»Ich hab in letzter Zeit viel Scheiß gebaut«, sagt er. Es fing vor zwei Jahren an. Er hat sich mit Lehrern in der Schule gestritten, die anderen Schüler gestört und Missbilligungen gesammelt wie andere Panini-Aufkleber. Seine Schulakte enthält inzwischen einen daumen-dicken Stapel mit Einträgen wie »Wirft mit Papierkügelchen«, »Macht seine Hausaufgaben nicht«, »Beschmiert eine frisch gestrichene Wand im Nebenraum«, aber am häufigsten steht da: »Verlässt unerlaubt das Schulgelände«.

Er rennt weg, nicht nur aus der Schule. Im vergangenen Sommer haute er nachts immer wieder mit Freunden aus dem Heim ab. Sie zogen durch die Gegend, sie waren »dampfen«, wie Sascha das Rauchen nennt, sie tranken Wodka-Iso und hörten aus mitgebrachten

Lautsprechern die Musik der Hamburger Rap-Clique 187 Straßenbande: »Heute druff, morgen sind wir Millionäre.«

Einmal klauten sie in der Nacht an der Tankstelle bei der Ortseinfahrt. Saschas Freund fragte nach der Uhrzeit, Sascha griff sich eine Haribo-Tüte und zwei Cola-Flaschen. Sie stellten sich ungeschickt an. Noch am selben Abend nahm die Polizei sie mit. Ein Richter hat Sascha dafür vor einigen Wochen zu zehn Sozialstunden verurteilt.

Und irgendwann im Spätsommer eskalierte es richtig. Es war ein warmer Abend, es war spät, und Saschas Kumpel war wütend, weil die Erzieher ihm sein Handy abgenommen hatten. Sie steigerten sich rein in diese Wut. Und dann nahmen sie schwere Steine und fingen an, Fensterscheiben einzuwerfen. Sie schlugen das Heim, ihr Zuhause, kaputt.

In dem Haus, an dem sie ihre Wut abließen, wohnen acht Kinder; einige sind erst fünf, sechs Jahre alt. Einige davon sind Kinder, die aus schlimmen Verhältnissen kommen. Und die jetzt mitten in der Nacht durch das Klirren von Scheiben und den dumpfen Aufprall von Steinen an der Hauswand wach wurden. Das Maß war voll. Die Heimleitung rief die Polizei. Die beiden wurden festgenommen. Sascha wartet jetzt auf seinen Gerichtstermin.

Natürlich hängt das auch damit zusammen, dass Sascha etwas fehlt. Jeder im Heim weiß, dass die Eltern nie ersetzt werden können. Dass die Betreuer nur Stabilität und Zuneigung bieten können und dass man dann auf das Beste hoffen muss.

Sascha: »Ich möchte es jetzt wirklich besser machen.«

Ich: »Was möchtest du besser machen?«

Sascha: »Ich möchte endlich nicht mehr auffallen.«

Saschas letzte Rettung sind nun Kurt und Kerstin Hass. Ein Ehepaar, beide ausgebildete Erzieher, die sich in ihrem eigenen Haus intensiv um vier Jugendliche aus dem Heim kümmern. Sie sind, so sagt es die Heimleiterin Frau Bröther, außergewöhnlich gut darin, aus Problemjugendlichen eigenständige, verantwortliche Erwachsene zu machen. Wenn Sascha eine Chance hat, dann bei ihnen.

Das Ehepaar Hass nimmt nicht jeden auf. Nur die, bei denen sie etwas Hoffnung haben. Sascha haben sie aufgenommen, weil er »nicht aggressiv ist und was im Kopf hat«, wie Herr Hass erklärt. »Er ist eigentlich ein guter Kerl. Nur eben ein Mitläufer, der sich zu Kriminellen hingezogen fühlt.«

Der Anfang ist nicht einfach. Sascha ist erst seit zwei Monaten bei der Familie Hass. »Wir erwischen ihn eigentlich täglich beim Lügen«, sagt Frau Hass. »Das ist eine typische Heimkind-Mentalität, den Weg des geringsten Widerstands zu gehen. Die kommen damit auch meistens durch. Aber wir lassen da nicht locker. Wir rufen in der Schule an, wenn er sagt, dass er keine Hausaufgaben hat. Fragen dreimal nach, wenn er sagt, er habe seine Federtasche verloren. Es ist anstrengend, aber es muss sein, damit er aus dem Müll herausfindet, aus dem er kommt.«

Sascha hat auch schon einen eigenen Plan für eine bessere Zukunft: Er möchte Polizist werden. Ausgerechnet Polizist. Herr Hass meint dazu: »Er weiß ja wenigstens schon mal, wie Gangster denken.«

Ganz am Ende unseres Gesprächs fragt Sascha mich: »Hättest du das damals gedacht? Dass ich mal so werden würde? Dass ich rauchen würde und so?«

Es ist schon komisch, dass ausgerechnet das Rauchen so schlimm sein soll. Aber vielleicht ist es für ihn einfach ein Symbol. Ein Symbol für den ganzen Mist, der ihn zurückhält. Und in dem er eigentlich schon steckte, als er mir damals auf der Rückbank den Krieg erklärte.

DAVID

Ich: »David, warst du mal im Iran?«

David: »Nein. Ich möchte da auch gar nicht hin.«

Davids Mutter: »David, du kannst deine Herkunft, dein Blut nicht ändern.«

David: »Ich kann mir schon vorstellen, dass das bald geht. Menschen werden ja auch bald unsterblich sein.«

David hat morgens mit einem Kleiderbügel auf mich gewartet. Mit dem Kleiderbügel lenkte er seinen imaginären Bus durchs Wohnzimmer seiner Eltern. So lange, bis ich mit dem richtigen Bus aufgetaucht bin. David war sehr klein, selbst für einen Vierjährigen, hatte einen dunkelblonden Topfhaarschnitt und eine sehr lebhaft Fantasia.

Er wohnte kaum drei Kilometer entfernt von Sascha. Getrennt durch ein breites Band aus Weizenfeldern und Baumschulen, das gleich hinter Saschas Plattenbau anfang und vor Davids Haus endete. Es waren verschiedene Leben.

David lebte in einem großen Backsteinhaus, mit Fenstern, die bis zum Boden gingen, voll mit Spielzeug und Bilderbüchern. Sein Vater arbeitete bei der Sparkasse. Seine Mutter war Zahnarzthelferin, eine Deutsch-Iranerin, deren Familie 1979 vor der islamischen Revolution nach Deutschland geflohen war. Mit drei Jahren konnte David seine ersten Wörter buchstabieren. Mit vier fing er an zu rechnen.

Doch auch David war ein Sorgenkind. Als er in den Kindergarten kam, spielte er nicht mit anderen Kindern, sondern hing die ganze Zeit an den Beinen der Erzieher, buchstabierte vor sich hin, ging nie in die Sandkiste und war glücklich, wenn man ihm eine kleine Kopfrechenaufgabe gab. Und nach einigen Tagen biss er einen anderen Jungen mit voller Kraft in den Rücken. Spätestens da war klar, dass etwas nicht stimmte.

David war, wie so viele aus dem Bus, hyperaktiv. Und es gab damals den Verdacht, dass David eine milde Form von Autismus haben könnte. Mit vier Jahren konnte er nahezu sämtliche Stationen der Hamburger S-Bahn auswendig, was er mir jede Woche mindestens einmal ungefragt beweisen musste, indem er mir alle Haltestellen der S21 aufzählte. Aber Gefühle, Gestik, Mimik waren ihm oft ein Rätsel. Manchmal, wenn ich ihn anlächelte, dachte er, ich lache ihn aus.

Natürlich liebten wir, die Zivis, die Erzieher, eigentlich alle Erwachsenen, kein Kind so sehr wie David. Gerade weil er den größten, cleversten Dickschädel des Kindergartens spazieren führte. Einmal hat er mehrere Stunden am Stück geschrien, weil sein Kuschtier-Ernie verlorengegangen war, wollte auch das Ersatz-Ernie-Kuschtier nicht

annehmen, das seine Mutter noch am selben Abend gekauft hatte – und war überglücklich, als sein eigenes am nächsten Tag wieder auftauchte.

David's Mutter: »Was ist denn schlimmer: den Kindern etwas vorzuspielen? Oder etwas zu tun, was ihnen weh tut? Ich wollte ihnen nichts vorspielen. Ich wollte keine Lüge leben.«

David: »Ich bin trotzdem immer noch beleidigt.«

Neun Jahre später ist es nicht das, was ich erwartet hatte. David lebt nicht mehr in diesem Backsteinhaus im Grünen. Stattdessen stehe ich an einem windigen Novemberabend an einer vierspurigen Straße, keine hundert Meter entfernt sind: ein »McDonald's« und der Gebrauchtwagenhändler Moayyed. Hamburg-Lurup ist ein Arbeiterviertel, hoher Migrantenanteil, hohe Arbeitslosigkeit.

Oben, im dritten Stock, in einer modernen, hellen Wohnung, wartet ein schüchtern, schmaler 13-jähriger Junge auf mich, die Hände hinter dem Rücken, eine rahmenlose Brille auf der Nase und mit diesem Lächeln mit geschlossenen Lippen, das er als kleiner Junge schon hatte.

David ist fast genauso überrascht wie ich, dass er nun hier wohnt. Er lebt erst seit einem halben Jahr in Lurup. Die Eltern haben sich vor zwei Jahren getrennt. Sie haben das Haus verkauft, er wohnt jetzt mit seiner Mutter und seiner kleinen Schwester hier, den Vater sieht er oft nur am Wochenende. Jeden Tag muss er jetzt eine halbe Stunde mit dem Bus zur Schule fahren, was er hasst. Er nennt die Gegend »Ghetto-Lurup«.

»Es ist einfach nicht schön hier«, sagt er. »Früher hatten wir den Blick auf die Bäume von der Baumschule nebenan. Und jetzt gucken wir hier auf die Hauptstraße, und um die Ecke ist ›McDonald's‹.«

Er versteht eigentlich bis heute nicht, wieso das sein musste, die Trennung. »Wir waren doch eigentlich eine glückliche Familie?«, sagt er. Seine Mutter nimmt seine Hand in ihre, als er das sagt, und drückt sie ganz fest: »Du wirst es verstehen, wenn du älter bist. Wenn du selbst mal einen Partner hast und das zu Ende geht.«

»Nein, das werde ich nie verstehen«, sagt David.

Die Fassade von Davids Leben ist jetzt etwas grauer. Aber Fassaden können täuschen. Es wird viel gelacht in dieser Wohnung. Davids Leben ist seit dem Kindergarten einfacher geworden, nicht schwieriger. Er geht auf ein gutes Gymnasium in der bürgerlichen Nachbarstadt Scheenefeld – dasselbe Gymnasium, an dem ich vor zehn Jahren mein Abitur gemacht habe – in die achte Klasse. Er ist ein guter Schüler, vor allem in Chemie und Physik. Aber auch sonst sind es größtenteils Einsen und Zweien auf dem Zeugnis.

Aus dem Kind, das sich damals von niemandem etwas sagen ließ, ist ein sehr intelligenter, gut integrierter Jugendlicher geworden. Er schleppt Handyrechnungen von 107 Euro im Monat an, ist wie alle in seinem Alter ständig am Smartphone, spielt gern Fußball, ist untröstlich, wenn die Nationalmannschaft im EM-Halbfinale verliert, muss für die Schule kaum lernen und bringt trotzdem gute Noten nach Hause. Die Befürchtungen von damals, Autismus, Asperger: alle grundlos. Nach dem Kindergarten sind die Probleme einfach verschwunden.

»Ich habe mich angepasst«, sagt er. Es ist ihm inzwischen etwas peinlich, dass er Halb-Iraner ist. Das Land, aus dem seine Mutter als kleines Kind floh, schiebt er mit dem altklugen Satz weg: »Ich möchte fürs Erste Abstand zum Nahen und Mittleren Osten halten.« Er sagt es in diesem glasklaren Tagesschau-Hochdeutsch, das Lehrer so lieben. Und man merkt, er möchte vor allem eines sein: normal.

Er erinnert mich an einen ähnlich überartikulierten, schüchternen, etwas zu behüteten Teenager: an mich selbst, mit 13.

RONJA

Ich: »Was magst du gern?«

Ronja: »Handball, Tiere und Mama ärgern.«

Ich: »Und was magst du nicht so gern?«

Ronja: »Mathe, Englisch und Deutsch.«

Ich: »Du liest nicht gern, was?«

Ronja: »In Büchern gucke ich mir immer nur die Bilder an.«

Ronjas Mutter: »Ich habe ja versucht, ihr vorzulesen. Das hat nie lange gehalten. Sie ist wie ein Wirbelwind. Dabei habe ich immer gern gelesen. Den Zauberlehrling von Goethe kann ich heute noch auswendig: Walle! Walle/Manche Strecke,/Daß, zum Zwecke/Wasser fließe...«

Ronja: »Streber!«

Ronja war das einzige Mädchen, die Lauteste von allen, eine kaum einen Meter große, vier Jahre alte Naturgewalt. Ronja liebte nichts

so sehr wie Pferde. Wir fuhren jeden Morgen an einer Pferdeweide vorbei, und jedes Mal, wenn sie ein Pferd sah, saß sie mit durchgedrücktem Rücken in ihrem Sitz und schrie: »JOHANNES, JOHANNES, EIN PFERD!!!«

Ronja hatte, unübersehbar, ADHS.

Sie war die Erste, die schon im Kindergarten Medikamente bekam. Das Ritalin kam in großen, gelben Tabletten. Ronja hatte aber überhaupt keine Lust, ruhigestellt zu werden. Sie weigerte sich, die Pillen zu schlucken. Also versuchte ihre Mutter, sie ihr morgens unter die Cornflakes zu mischen. Ronja fischte sie dann meistens auch da wieder raus. Und irgendwann gab Ronjas Mutter auf, es zu versuchen. Es würde schon ohne Tabletten gehen.

Ronja wurde von ihrer Mutter allein großgezogen. Ronjas Eltern hatten sich einige Monate nach ihrer Geburt getrennt. Der Vater nahm sie am Wochenende, aber unter der Woche waren sie ein Team mit zwei Mitgliedern. Die Mutter verdiente das Geld als Altenpflegerin in Pinneberg, in einem Heim mit Personalmangel, in dem drei Pfleger auf vierzig alte Menschen aufpassten. Wenn sie nach Hause kam, versuchte sie ab und zu noch, Ronja etwas vorzulesen, aber meistens war Ronja zu wild und sie zu müde.

Am wohlsten fühlte Ronja sich damals, wenn wir mit den Kindern in den Wald gingen. Hier konnte sie ein bisschen so sein wie die Räubertochter, nach der sie benannt ist: wild und frei – ohne dass es jemanden störte.

Ronja: »Dann schick mich doch auf die Montessori-Schule.«

Ronjas Mutter: »Nee, nee, nee, Ronja, du brauchst eine Schule mit Notendruck. Sonst wird das nichts.«

Ronja wohnt nicht mehr in Pinneberg, sondern in einer dieser Wohnkassernen im Norden von Schwerin, die man nach der Wende gelb-rosa angemalt hat, damit sie nicht ganz so trist aussehen. Sie sind in den Heimatort ihrer Mutter zurückgegangen.

Als ich mich mit Ronja und ihrer Mutter an den Wohnzimmertisch setze, ist ganz schnell klar, was sich nicht geändert hat: Ronja hält es vielleicht drei Minuten neben ihrer Mutter auf dem Sofa aus, dann setzt sie sich auf den Boden, fixiert Mozart, den Kater und »einzigen Mann im Haus«, in einem Klammergriff, dass man Angst um die Gesundheit des Tieres bekommt, dann setzt sie sich wieder neben ihre Mutter, kneift ihr mitten im Satz in den Trizeps und ins Knie, steht wieder auf, holt einen Handball aus einer Kommode und räumt damit beinahe die Kaffeetassen vom Tisch.

Ronja ist, man kann es sich denken, nicht besonders gut darin, sechs Stunden lang auf einem harten Holzstuhl zu sitzen und Lehrern zuzuhören, wie sie den Dreisatz erklären. Sie hat in Englisch eine Vier, in Mathe auch, und »die Tendenz geht eher zur Fünf als zur Drei«, wie die Mutter sagt. Es ist nicht klar, ob sie den mittleren Schulabschluss schaffen wird. Und die Schule nimmt eben auch keine Rücksicht, wenn es andere Probleme gibt.

Ronjas Mutter hatte ein Jahr lang immer wieder Angstatacken, in denen sie das Gefühl bekam, dass ihr das Herz in der Brust explodiert.

Wenn es ganz schlimm wurde, musste Ronja den Krankenwagen rufen. Meistens hat sie aber einfach ihre Hand auf die Brust ihrer Mutter gelegt und gewartet, bis deren Herz wieder ruhiger schlug. Und wenn es nachts passierte, hat Ronja sich oft neben ihre Mutter ins Bett gelegt, bis ihre Herzschläge synchron waren. Bis es so war, als hätten sie ein gemeinsames, ruhig schlagendes Herz. Aber die Lehrer wussten natürlich nicht, dass Ronja sich nachts um Mamas Herz kümmern musste.

Die letzte Panikattacke von Ronjas Mutter ist ein Jahr her. Es geht jetzt alles etwas besser. Und immerhin ist da jemand, der Ronja Halt gibt, der alles für sie tut, anders als bei Sascha, der diesen Rückhalt nicht hat. Und Ronja hat etwas gefunden, in dem sie gut ist: Handball.

Ich ging einige Wochen nach unserem Treffen zu einem Spiel von Ronja. Sie spielt für den SV Grün-Weiß Schwerin, Rückennummer 28, die kräftigste Spielerin im Team, mit dem härtesten Wurf und dem inoffiziellen Rekord für gelbe und rote Karten.

Im Spiel reißt sie ihre Gegenspielerin fünf Mal auf genau die gleiche Art um: Sie packt sie bei der Hüfte, hebt sie hoch und wirft sie zu Boden. Irgendwann verlieren die Eltern der TSG Wismar die Nerven. »Jetzt reicht's aber!« – »Sach mal!« – »Is' jetzt mal gut?!« Und Ronjas Trainer sagt leise: »Die lässt sich fallen, die 14.«

Die 14, Ronjas Gegenspielerin, lässt sich definitiv nicht fallen.

Dann kommt endlich Ronjas Moment. Sie fängt einen Pass am Strafraum ab, entkommt ihrer Gegenspielerin. Sie läuft allein auf die total verängstigte, sehr zierliche Torhüterin zu, springt ab und hämmert den

Ball oben rechts ins Eck. Schwerin gewinnt am Ende mit 31:18, mit fünf Toren von Ronja.

Ronjas großes Problem ist, dass sie in einer Sache gut ist, die ihr in der Schule nicht hilft, wo sie stillsitzen muss, mehrere Stunden am Tag. Wo es nichts zählt, dass sie wendig ist, kräftig und zielsicher. Wo ist der Platz für ein Kind, das extrem geschickt ist – sich aber ums Verrecken nicht konzentrieren kann?

LION

Ich: »Was möchtest du mal werden?«

Lion: »Dönermann.«

Ich: »Wieso denn Dönermann?«

Lion: »Weil es einfach ist. Oder Hacker! Hacker sind cool.«

Sprechen kann so schwer sein. Starke Muskeln braucht man, Zähne, die einigermaßen richtig liegen, Kieferknochen, Luft aus der Lunge und Millionen von Gehirnsynapsen. Für Lion, diesen kleinen vierjährigen Jungen mit der hohen Stirn, den tiefliegenden Augen und den dicken Brillengläsern, war dieser Apparat eine einzige große Überforderung. Lions »ch« hörte sich immer an, als würde er ein Haarknäuel hochwürgen. Seine Sätze waren Stummel. Er redete von sich selbst oft in der dritten Person: »Lion wi' nich'«, »Lion mag nich'«, »Lion Toilette«.

Lion war der Kleinste im Bus, und er hatte ein außergewöhnliches Talent, sich in die unmöglichsten Schwierigkeiten zu bringen. Er fiel beim Aussteigen aus dem Auto aufs Gesicht, kippte sich beim

Mittagessen den gesamten Inhalt eines 500-Gramm-Tomatensaucen-Glases auf die Hose und blieb mit seiner Zunge im Korb einer Nestschaukel hängen. Er konnte danach nicht recht erklären, was er mit seiner Zunge da versucht hatte.

Seine Mutter zog ihn und vier Geschwister allein groß, mit einem Gehalt als medizinische Fachkosmetikerin, später als Museumswärterin im Schiffahrtsmuseum. Sie stritt sich mit Lions Vater, ihrem Ex-Mann, einem Türsteher, um das Sorgerecht für Lion. Als ich sie kennenlernte, war sie von all dem so gestresst, dass ihr die Haare ausfielen. Sie trug immer bunte Kopftücher, um die kahlen Stellen auf ihrem Kopf zu verbergen.

Lion hatte als Baby später als andere Kinder angefangen, nach Dingen zu greifen, er hatte später angefangen zu krabbeln, später angefangen zu laufen, später angefangen zu sprechen. Als er in den Kindergarten kam, wurde er so hibbelig, dass ein Arzt ihm Ritalin verschrieb. Aber von dem Medikament lief er nach kurzer Zeit gelb an. Er musste es wieder absetzen. Und irgendwann fingen die Kindergärtner, Psychologen und Ärzte an, die Probleme in Lions Zuhause zu suchen. Vielleicht lag es ja an seiner Mutter?

»Die haben wirklich gedacht, dass ich Lion verblöden lasse«, sagt sie. Ihre zwei Mädchen hatten überhaupt keine Probleme gehabt – jetzt sollte es auf einmal an ihr liegen? Sie war außer sich. Aber wie beweist man, dass man sein Kind gut behandelt?

Lions Mutter hat zu jedem ihrer fünf Kinder einen anderen Vater. Aber sie war für ihre Kinder da. Sie hat ihnen abends vorgelesen, hat

sich mit ihnen ins Bett gelegt und gekuschelt, die Hausaufgaben mit ihnen zusammen gemacht. Was sollte sie mehr tun?

»Da wird man sofort in die asoziale Ecke gesteckt. Es gab für jedes meiner Kinder einen guten Grund. Aber das verstehen die meisten nicht.«

Ich: »Was für Musik hörst du?«

Lion: »Rap. 187 Straßenbande zum Beispiel.«

(Sein kleiner Bruder, der neben ihm sitzt, sucht ein Video bei Youtube heraus.)

Lion: »Nein, das ist nichts für dich! Ich darf das schon. Ich bin schon zwölf.«

Das Alagille-Syndrom ist eine »multisystemische Entwicklungsstörung«. Die Eltern vererben sie an die Kinder. Wenn man Glück hat, trifft es nur die Leber, den Gallengang. Wenn man Pech hat, auch das Herz, das Auge, dann verformen sich das Skelett und das Gesicht, und das Gehirn ist beeinträchtigt. Es ist, als würde ein grausamer Gott mit den Teilen des Körpers Schiffeversenken spielen.

Die Krankheit wurde bei Lion erst vor fünf Jahren festgestellt. Er hat eine »schwere Lerneinschränkung an der Grenze zur geistigen Behinderung« – eine Folge des Alagille-Syndroms. Seine Leber ist nicht voll funktionsfähig. Er hat einen Nystagmus, ein Flimmern der Augen, bei dem seine Pupillen hin und her zucken wie ein Ball in einem Flipperautomaten. Er wird sein Leben lang darauf achten müssen, was er isst. Alles, was seine Leber belastet, ist tabu; er braucht viele leichtverdauliche Fette.

Die Diagnose war Schreck und Erleichterung zugleich. Erleichterung, weil sie endlich wussten, woran sie waren. Schreck, weil klar war, dass Lion für den Rest seines Lebens gegen die Krankheit kämpfen würde. Kein Arzt kann die Krankheit heilen, aber sie lässt sich mit richtiger Ernährung im Griff behalten. Wenn alles gut läuft, kann Lion so lange leben wie seine Geschwister.

Als ich ihm gegenüber sitze, halte ich es erst für die übliche Pubertäts-Mundfaulheit. Dass er immer nur so einsilbig antwortet. Immer nur: »Gut«, »schlecht«, »weiß nicht«. Aber so redet Lion. Lange Sätze strengen ihn an.

Lion ist groß geworden, aber schmal, als hätte man den kleinen Jungen einfach in die Länge gezogen. Die Familie wohnt in einem kleinen Ort namens Moorrege, der zwischen Elmshorn und Hamburg liegt und dessen größte Attraktion ein mit Algen zugewachsener Badesee ist, an dem ich als Kind ungezählte, sehr glückliche Sommer-nachmittage mit meinen Eltern verbracht habe.

Lion ist hier deutlich weniger glücklich, als ich es war. Im See war er nie. Weit von zu Hause weggehen darf er sowieso nicht, weil er leicht die Orientierung verliert. Doch das größte Problem ist die Schule. Das Mobbing fing schon in der Grundschule an. Da haben sie ihn gehänselt, weil er die Fragen der Lehrer nicht verstanden hat. Beim Fußballtraining haben sie ihn gehänselt, weil er den Anweisungen des Trainers nicht folgen konnte. Lion ist aufgewachsen mit dem Gefühl, zu dumm zu sein, zu langsam.

Er hat auf seine Art reagiert. Hat Feuerzeuge geklaut und versucht, sein Bett und seine Matratze anzuzünden. Seine Mutter lag abends mit ihm zum Kuscheln im Bett, als sie lauter schwarze Kreise mit braunem

Rand fand, Kokelspuren, die die Matratze überzogen wie kleine Krater den Mond.

Ein anderes Mal rannte er vor den Augen der Nachbarn einfach auf die Hauptstraße, mitten in den Verkehr. Ein Nachbar zog ihn von der Straße. Offenbar wollte er, dass ein Auto ihn anfährt. Ein anderes Mal versuchte er, sich oben im Treppenhaus vom Treppengeländer zu stürzen. Man hat diese Hilfeschreie, in Ermangelung eines besseren Ausdrucks, »Selbstmordversuche« genannt.

Lion kam in die Psychiatrie. Und danach in eine neue Schule. Eine Sonderschule. Dort wurde es eine Zeitlang besser. Auf der Schule waren nur zwanzig andere Kinder, alles »Plüschi«, wie Lions Mutter sagt, also Kinder mit Behinderungen. Morgens hat ihn ein Taxi abgeholt und die sechs Kilometer ins benachbarte Tornesch gefahren. Es war eine sehr übersichtliche Schule, fast mehr eine große Familie, und er gehörte zu den besseren Schülern. Aber die Schule wurde geschlossen.

Nun ist er wieder da, wo er angefangen hat. In einer normalen Schule. Es läuft nicht gut. Wenn er aus der Schule kommt, wirft er sich oft in Klamotten aufs Bett und steht bis zum nächsten Morgen nicht mehr auf. Seine Mutter muss ihn dann abends zwingen, zumindest noch etwas zu essen.

Er redet da nicht drüber. Wenn seine Mutter ihn fragt, ob es ihm schlecht geht, antwortet er: »Was denn?! Ist doch alles gut!«

Dabei will er natürlich dazugehören. Man sieht es daran, wie er die Kapuze hochklappt, sobald er das Haus verlässt, man sieht es an dem Stolz, mit dem er diese schwarze Bomberjacke trägt und die engen

Jeans. Und man hört es in der Musik, die er mag. Wie Sascha liebt er die 187 Straßenbande mit diesen kompromisslosen Texten über das harte, schöne Leben. Über Alkohol, Drogen und was es heißt, ein Underdog zu sein: »Kiffen und schweben, es gibt nix zu bereden.« So heißt es in einem seiner Lieblingsongs. Dabei wird Lion weder Alkohol trinken noch kiffen dürfen – mit seiner Krankheit wäre es lebensgefährlich.

Ich hatte keine 500 Meter entfernt von Lions Zuhause meinen ersten Rausch. Ich war 15 Jahre alt, Silvester, ein Freund hatte Smirnoff Ice besorgt, und ich fühlte mich so unfassbar erwachsen, glücklich, euphorisch, als ich schwer angeschossen durch die Januarnacht taumelte. Ich weiß nicht, ob mich irgendein Argument damals davon abgehalten hätte, es zumindest auszuprobieren. Ob ich es ausgehalten hätte, der Einzige zu sein, der in einer Ecke steht und am Orangensaft nippt. Lion wird es aushalten müssen.

Er muss immer noch jedes Jahr ins Krankenhaus, immer das volle Programm, Uniklinik in Eppendorf, erst Kardiologie, dann Nephrologie, Leberambulanz, Stoffwechselambulanz und zum Schluss der Augenarzt. Einmal den gesamten Körper durchchecken lassen. Krankenhäuser werden Lion immer begleiten.

Auf den kleinen Jungen von damals wartet ein Leben wie ein Tanz auf einem schmalen, schwankenden Seil.

LENNARD & KJELL

Ich: »Was ist das letzte Buch, das du gelesen hast?«

Lennard: »Die Shindy-Biografie.«

Ich: »Shindy, der Gangsta-Rapper?«

Lennard: »Ja. Ich habe da viele Ähnlichkeiten gesehen. Für den war auch seine Oma das Allergrößte. Und der wollte auch immer arbeiten und Geld verdienen. Der hat wie ich Zeitungen ausgelesen. Ich war sogar bei einer Lesung und habe mir ein Autogramm abgeholt.«

Ich: »Hast du mit ihm geredet, mit Shindy?«

Lennard: »Nee, der redet nicht so gern.«

Es tut richtig weh. Wie ungleich das Glück verteilt ist. Als ich der Mutter von Kjell und Lennard dabei zugucke, wie sie die Kaffeestunde mit ihren Jungs vorbereitet, muss ich die ganze Zeit daran denken, dass Lion jetzt wahrscheinlich voll angezogen in seinem Bett liegt, die Decke anstarrt und versucht, den Tag zu vergessen.

Sie erhitzt Milch für den Kakao. Dann holt sie eine Packung mit kleinen Marshmallows, die sie oben auf den Kakao legt. Sie schneidet Obst in Stücke, Äpfel und Birnen, packt den Kuchen aus, portugiesische Nata-Törtchen, Mohnkuchen, Apfeltarte. Dann ruft sie ihre großen, lichtblonden Söhne, 13 und 15 Jahre alt, dazu. Es ist ihr kleines Ritual am Nachmittag, wenn beide aus der Schule wieder da sind. Sie versuchen sich jeden Tag zusammensetzen, auch wenn das natürlich nicht immer klappt. Es ist inzwischen kaum vorstellbar, dass diese beiden mal richtige Sorgenkinder waren. Heute sitzen da zwei große, gutaussehende Jugendliche, essen Kuchen und erzählen von ihrem Tag, in diesem großen alten Haus, das mal zu einer Baumschule gehörte und

von den Eltern wieder hergerichtet wurde. Man könnte die Szene fotografieren und in *Schöner Wohnen* abdrucken: glückliche, attraktive Menschen vor skandinavischer Inneneinrichtung. Dabei war es auch hier nicht ganz so einfach.

Als Kjell geboren wurde, war Lennard drei Jahre alt und wütend, dass er nicht mehr allein war. Es war fast so, als hätte Lennard geahnt, dass sie nicht viel verbinden würde. Dabei sahen sie sich schon als kleine Jungs so ähnlich. Sie hatten das gleiche blonde Haar, etwas zu große Köpfe für ihre schmalen Körper, und sie schwankten, wenn sie auf meinen Bus zuliefen. Ihre Arme und Beine schienen zu schwer für sie zu sein. Als wären sie riesige Puppen, die an unsichtbaren, etwas zu lockeren Fäden hingen. Sie hatten beide eine Muskelhypotonie, eine schlaffe Muskulatur.

Lennard war fast sechs Jahre alt, als ich ihn kennenlernte, ein Jahr von der Einschulung entfernt, und konnte kaum richtig sprechen. Er nuschte, war nur schwer zu verstehen. Mit anderen Kindern kam er nicht gut zurecht. Meistens schaukelte er allein im Garten, träumte sich in die Rolle des Bösewichts – Pirat oder Räuber – und nahm dann anderen Kindern ihr Spielzeug weg. Es schien fast undenkbar, dass er in einer Grundschule fünf Stunden am Tag Mathe- und Deutschunterricht mitmachen könnte.

Kjell war der Übermütige, Hyperaktive der beiden. Ein Junge, der sich eine Platzwunde am Türrahmen holte, sich das Blut abwischte und weiterspielte. Manchmal rutschte er so lange die Treppe auf dem Hintern hinunter, bis sein Rücken ganz rot war. Und während Lennard

unkontrollierte Wutanfälle bekam, wenn er sich überfordert fühlte, wurde Kjell eigentlich nie wütend. Er war nur immer in Bewegung, trotz schlaffer Muskulatur.

Lennards Mutter erinnert sich, wie sie damals auf dem Sofa saßen und sich gefragt haben: »Wieso wir? Wieso ausgerechnet unsere Kinder?« Sie hatten selbst nie Probleme. Es war für sie nie so schwer. Der Vater spielte früher für den THW Kiel Handball, rechter Rückraum, war zweimal Deutscher Meister und wurde danach Abteilungsleiter bei einer Versicherung. Sie arbeitete für die Geschäftsführung eines großen Modegeschäfts.

Sie haben alles gemacht, um es irgendwie hinzubiegen. Lennard hat mit drei Jahren Logopädie bekommen, die erst überhaupt nicht geholfen hat. Zwei Jahre lang machte Lennard nur minimale Fortschritte. Die Eltern fuhren ihn trotzdem jede Woche wieder hin. Kjell bekam ebenfalls Logopädie, er ging zum heilpädagogischen Reiten, zur Krankengymnastik und zu Einzelstunden mit einer Pädagogin. Als beide Kinder im Kindergarten nicht zurechtkamen, haben sie nach einem neuen Kindergarten gesucht – und den Lebenshilfe-Kindergarten gefunden, in dem ich dann meinen Zivildienst geleistet habe. Sie gaben keine Ruhe, bis es besser wurde.

Ein halbes Jahr bevor Lennard eingeschult wurde, rief die Logopädin an und sagte: »Sie werden es nicht glauben, aber Lennard redet auf einmal fast normal.«

Lennard: »Wir dürfen am Tag nur eine Stunde ins Internet. Das ist für uns sehr hart. Einen Fernseher dürfen wir auch nicht im Zimmer

haben. Die 500 Euro für einen Fernseher habe ich eigentlich. Aber mir fehlt die Erlaubnis.«

Kjell: *»Mir fehlt beides.«*

Lennard und Kjell gehen heute beide aufs Gymnasium. Sie sind eher mittelmäßige Schüler, aber »dafür, dass wir zwischendurch dachten, dass Lennard zum Beispiel auf eine Sonderschule muss, ist es doch nicht schlecht gelaufen, oder?«, sagt die Mutter.

Lennard ist ein etwas verträumter Einzelgänger, der er im Kindergarten schon war. Nur ist er jetzt 1,85 Meter groß, Schuhgröße 46 1/2. Er wird noch wachsen.

Für Lennard steht fest, dass er mal seine eigene Firma haben wird. »Dann kaufe ich mir Wohnungen in New York und L.A. Und vielleicht auch eine in Hamburg.« Er war nie in New York oder Los Angeles. Es ist ein Traum, geboren aus Hollywoodfilmen.

Seine Mutter versucht ihn manchmal daran zu erinnern, dass er nicht nur aufs Geld gucken soll: »Es ist auch wichtig zu sehen, dass es Menschen gibt, denen es nicht so gut geht«, sagt sie dann. Aber da hört Lennard meistens nicht so genau hin.

Kjell ist der Offenerere der beiden. Derjenige, der jeden Monat mindestens einmal zu einem Geburtstag eingeladen wird, der sich die Telefonliste seiner Klasse schnappt, wenn ihm langweilig ist, und so lange telefoniert, bis er jemanden zum Spielen gefunden hat, der dreimal die Woche beim Handball ist, einmal die Woche beim Tennis, ein blonder 13-jähriger Sonnyboy, mit dem jedes Kind sofort Freund sein

will, der mit jedem kann, der niemandem lange böse ist. Man kann sich kaum einen unkomplizierteren Teenager vorstellen als Kjell.

»Wir machen uns um die beiden eigentlich keine Sorgen. Die werden ihren Weg schon gehen«, sagt der Vater heute. Es war ein ziemlich harter Weg zu diesem Satz. Kjell und Lennard haben einen Vorteil, den ich von zu Hause nur allzu gut kenne: den Vorteil, in der Mittelschicht aufzuwachsen. Mit Eltern, die sehr weit gehen, damit das eigene Kind nicht zurückbleibt.

Ich weiß noch, welche Panik eine Vier minus in Englisch im ersten Jahr auf dem Gymnasium bei meinen Eltern auslöste. Danach musste ich wochenlang beim Abendessen englischen Satzbau, Präpositionen und Vokabeln vorbeten, bis aus der Vier eine Zwei geworden und das Gespenst einer Realschulkarriere gebannt war.

Die Mittelschicht in Deutschland ist immer noch beängstigend gut darin, neue Mittelschichtskinder zu produzieren. Das hat etwas mit Hartnäckigkeit zu tun. Und mit Wissen. Kjells und Lennards Eltern wissen, dass sie im Notfall Kindergärten und Schulen wechseln können. Sie wissen, wann ein Kind Logopädie braucht oder Krankengymnastik. Sie wissen, was es mit einem Kind macht, wenn man jeden Abend aus Büchern von Astrid Lindgren und Otfried Preußler vorliest. Genau hier fängt Ungleichheit in Deutschland an.

PATRICK

Patrick: *»Das war ganz schlimm, als meine Mama weg war.«*

Patricks Mutter: *»Für mich war das auch ganz schlimm, Schatzi.«*

(Kurz ist es still. Sie zündet sich eine Zigarette an.)

Patrick: »Das ist ganz schlecht. Das Rauchen. Weißt du?«

Patrick's Mutter: »Ich weiß, Schatzi. Das ist giftig.«

Die Eltern von Patrick, dem Jungen mit den dunklen Knopfaugen, haben sich vor 16 Jahren über einen SMS-Chat kennengelernt. Sie fand gut, dass er so lieb war. Er fand gut, dass sie ihm zuhörte. Sie mochten einander sofort. Beim ersten Treffen hat er sie vom Bahnhof abgeholt, und noch am selben Tag sind sie losgefahren und haben eine Matratze gekauft. Sie ist sofort bei ihm eingezogen.

Neun Monate später kam Patrick auf die Welt, mitten in der Nacht. Sein Vater kam zu spät zur Geburt, weil kein Geld für ein Taxi da war. Der erste Bus fuhr erst am Morgen um sechs Uhr. Patrick war ein ruhiges Kind. Er hat sofort durchgeschlafen und fast nie geschrien.

Sie dachten erst, dass er vielleicht einfach zu faul zum Reden sei. Mit vier Jahren sprach Patrick immer noch nicht. Schließlich fand ein Arzt die Ursache: Er hatte Wasser hinter den Ohren, hörte nicht richtig. Er war gerade fünf geworden, als er endlich operiert wurde. Da war es eigentlich schon zu spät.

Patrick war, als ich ihn kennenlernte, weit hinter die anderen Kinder zurückgefallen. Manchmal kommt die ganze Ungerechtigkeit der Welt in einem Menschen zusammen: die Ungerechtigkeit der sozialen Herkunft, die Armut heißt, und die Ungerechtigkeit der Biologie, die Krankheit heißt.

Am Tag von Patrick's Einschulung hat seine Mutter geweint. Es war keine normale Schule, auf die er kam. Es war eine Sonderschule,

spezialisiert auf Kinder mit geistiger Behinderung. Die Kinder, die hier zur Einschulung zusammenkamen, saßen in Rollstühlen, einige konnten nicht sprechen, nur Laute machen. Und irgendwie wurde ihr da wohl zum ersten Mal so richtig klar, wie weit Patrick zurück war. Sie weinte, »weil mein Patrick da doch nicht hingehörte. Was machte der denn da?«

Der Tag von Patrick's Einschulung ist neun Jahre her. Patrick ist immer noch auf derselben Schule, und auch sonst ist Patrick das Kind, bei dem sich am wenigsten geändert hat. Er wohnt in derselben Wohnung wie damals, er wird morgens mit einem Sprinter abgeholt. Er hat anders als die anderen Kinder nie aufgehört, diese Fahrt zu machen. Wenn er um drei Uhr nach Hause kommt, ist er meistens so müde, dass er Mittagsschlaf macht. Danach spielt er eigentlich immer auf dem kleinen Fernseher in seinem Kinderzimmer an der Playstation, bis es Zeit wird, ins Bett zu gehen.

Es gibt einige Fortschritte: Er spricht jetzt. Klar und deutlich. Aber in wenigen Worten, kurzen Sätzen und mit etwas kreativer Grammatik. Er kann lesen und schreiben, worauf er stolz ist. Es gibt bei Patrick keinen biologischen Grund, keinen Gehirnschaden, keine Erbkrankheit, die es unmöglich machen würden, dass er einen Hauptschulabschluss schafft. Und dennoch wird es dazu wahrscheinlich nie kommen.

Woran das liegt, kann niemand endgültig sagen. Eine Pädagogin, mit der ich spreche, vergleicht die Intelligenz eines Kindes mit einem Gefäß, das gefüllt werden muss. Es gibt Kinder, die hatten schon immer mehr Platz in ihrem Gefäß. Aber die alles entscheidende Sache ist, dass es gefüllt werden muss.

An meinem ersten Tag im Kindergarten hatte mir mein Chef verboten, Patrick an seine Mutter abzugeben. Sie hatte gerade das Sorgerecht verloren, war drei Monate in der Psychiatrie gewesen, wegen ihrer Schizophrenie. Der Vater hatte das Sorgerecht.

Nur: Patricks Mutter war ausgerechnet am Abend, bevor ich Patrick erstmals nach Hause brachte, aus der Psychiatrie zurückgekommen. Sorgerecht hin oder her, sie kümmerte sich wieder um Patrick. Und natürlich wartete sie vor der Tür auf mich.

Da stand sie, diese kurze, stämmige Frau, mit ihren dunkelbraunen Augen, eingerahmt von den tiefsten, dunkelsten Augenringen, die ich je gesehen habe.

Ich hielt an und stammelte, dass ich ihr ihren eigenen Sohn nicht geben durfte. Sie verstand sofort, worum es ging. Sie ging wortlos wieder rein, holte ihren Mann, und das war alles, was ich von ihr in den nächsten neun Monaten sah. Fortan stand Patricks Vater an der Straße, ein langer, blasser Mann, der mit Patrick redete wie mit einem alten Kumpel.

Patrick's Mutter: »Manchmal geht er zum Jugendtreff nebenan. Aber da geht er nicht so gerne hin.«

Patrick: »Da habe ich keine Freunde. Da mag ich niemanden.«

Ich: »Wieso magst du da niemanden?«

Patrick: »Weil sie mich beleidigen.«

Ich: »Was sagen sie zu dir?«

Patrick: »Penner, Asi, Hurensohn, du stinkst.«

Patrick's Eltern leben heute vom Arbeitslosengeld des Vaters und der kleinen Arbeitsunfähigkeitsrente der Mutter. Seine Eltern verlassen nur selten das Haus. Sie haben keine Freunde, weil sie niemandem genug vertrauen. Sie wurden zu oft enttäuscht, sagen sie. Sie haben keine Hobbys, außer man zählt die Computerspiele des Vaters dazu, die er auf dem großen Flachbildfernseher im Wohnzimmer spielt.

Patrick's Mutter nimmt bis heute jeden Tag schwere Medikamente, Mittel, die schizophrene Schübe unterdrücken, und ein Antidepressivum. Und da ist immer die Angst, dass schon eine Kleinigkeit ausreichen könnte, damit sie wieder für Monate in der Psychiatrie verschwindet.

Dreimal ist das schon passiert. Beim ersten Mal war Patrick vier Jahre alt. Als sie nach drei Monaten aus dem Krankenhaus wiederkam, wartete Patrick im Hausflur auf sie. »Er hat irgendwie traurig geguckt und irgendwie fröhlich«, sagt sie. Das vorige Mal war vor fünf Jahren, als Patrick neun war.

Seit sie ihre Medikamente regelmäßig nimmt, ist es ruhiger geworden, stabiler. Sie kocht ihm Mittag- und Abendessen, Patrick hilft ihr dafür beim Abwasch. Und sie kämpft für ihr Kind. Immer wieder bittet sie die Lehrer, Patrick doch auf eine Hauptschule zu schicken. Die Lehrer trösten sie dann, weil sie wissen, dass Patrick dafür nicht bereit ist. Ab und zu fragt sie auch, ob Patrick nicht nach der Schule eine Lehre machen kann. Worauf die Lehrer meistens antworten, dass eine Behindertenwerkstatt doch nicht so schlimm sei. Und wenn die Lehrer vorschlagen, mit Patrick mehr »an der frischen Luft« zu machen, »weil er so blass ist«, schickt sie ihn zum Jugendtreff um die Ecke.

Nur: Da wird er oft gemobbt. Die Kinder aus der Nachbarschaft sehen, dass er morgens mit einem Bus abgeholt wird, auf dem hinten ein großes Schild einen Menschen im Rollstuhl zeigt. Für sie ist er »behindert«. Und dazu noch so schmal, blass, die Zähne sind oft nicht geputzt, sportlich ist er auch nicht. Vor einiger Zeit kam Patrick mit einer blutigen Nase von draußen wieder, und jetzt mag er nicht mehr zum Jugendtreff gehen.

Wenn Patrick an seiner Mutter vorbeigeht, streicht sie ihm sanft durchs Haar. Ihre Augen werden dann ganz weich. Sie möchte unbedingt, dass ihr Junge es schafft, ein normales Leben zu führen. Aber sie weiß nicht so richtig, wie sie das anstellen soll.

Patrick hat jetzt schon internalisiert, dass er in so gut wie jeder sozialen Hierarchie der im Keller ist. Die anderen Kinder nennen ihn »Asi«. Asozialer. Dieses Abgrenzungswort, das eigentlich heißt: Du bist nichts wert.

Immerhin hat er Falck, seinen besten Freund, den er mag, »weil er blond ist und blaue Augen hat«, Falck ist das optische Gegenteil von Patrick. Dieser hat ebenholzfarbene Haare und die dunkelsten Augen, welche die Natur zur Verfügung hatte. Aber Patrick trifft Falck nicht oft. Dafür müsste Patrick mit dem Bus fahren, und das schafft er viel zu selten. Aber wenn Falck vorbeikommt, kicken sie den ganzen Nachmittag auf dem Bolzplatz nebenan, bis die Sonne untergeht.

Und selbst wenn er allein zu Hause vor der Playstation sitzt, ist er doch nicht ganz einsam. Er will mir das unbedingt noch zeigen. Er sitzt auf seinem engen Holzbett, dass die Form eines Raumschiffs hat. Minecraft heißt das Spiel. Patrick kämpft da in einer Fantasiewelt gegen

Untote, hat ein eigenes Zuhause, mit Bücherregalen und Zaubertränken, und ein ganzes Rudel Freunde. Es sind Wölfe, die er gezähmt hat. Sie folgen ihm, wohin er geht, beschützen jeden seiner Schritte.

Ich denke, dass Patrick so etwas auch im richtigen Leben bräuchte.

CODA

Es gab etwas, was sie damals alle gemeinsam hatten. Sie hatten ein Lieblingslied: Seven Nation Army von den White Stripes. Immer wenn das Lied kam, musste ich die Anlage aufdrehen. Dann brüllten acht Kleinkinder im Takt von Jack Whites Gitarre:

»I'm gonna fight 'em off!

A seven nation army couldn't hold me back!«

Oder zumindest brüllten sie etwas, was so ähnlich klang.

Ich fuhr Schlangenlinien, die Kinder wippten mit ihren Köpfen, und für einen Moment fühlte es sich an, als könnte sie wirklich nichts aufhalten. Als wäre alles, was sie zurückhielt, aufgehoben. Das Gefühl hielt genau drei Minuten und 52 Sekunden und endete mit drei Worten von Jack White, die für jedes dieser Kinder so anders klangen: »Go back home.«

„Die wittern deine Schwäche!“ Eine Woche im Lehrerzimmer einer Brennpunktschule

Die Gesamtschule Bockmühle in Essen. Ein lang gezogener, dreistöckiger Klotz, von dem der Putz blättert. 1.400 Kinder gehen hier zur Schule, 70 Prozent von ihnen haben einen Migrationshintergrund, jedes zweite kommt aus einem Elternhaus, das Transferleistungen vom Staat bezieht. Eine Brennpunktschule, wie es sie in jeder deutschen Großstadt gibt.

Hinter einer orangefarbenen Tür, am Ende eines Ganges im zweiten Stock, liegt das Zimmer für die Lehrer der achten Klassen, Raum 145/146. Es ist der einzige Ort, an dem die zwölf Lehrer und zwei Sonderpädagoginnen im Schulalltag ein wenig Ruhe finden. Eine Woche durften wir hier verbringen und ihnen zuhören. Die einzige Bedingung: Wir mussten für diesen Text alle Namen von Lehrern und Schülern ändern. Dafür konnten wir an allem teilhaben: am Idealismus, an der Resignation, auch an der Verzweiflung, der manchmal nichts anderes bleibt, als sich in Sarkasmus zu fliehen. Begrüßt wurden wir mit Sätzen wie diesen:

„An anderen Schulen sagen sie: ‚Wenn du so weitermachst, kommst du auf die Bockmühle.‘“

„Wir haben die Kinder, die schon ihr ganzes Leben hören: Du bist zu schlecht.“

„Manche können nicht mal die Frage ‚Wo steht der Kölner Dom?‘ beantworten.“

„Außer uns interessiert sich doch niemand für die. Nicht mal ihre eigenen Eltern.“

MITTWOCH, 7.42 UHR

Es ist die Woche vor den Zeugniskonferenzen. Das Lehrerzimmer ist etwa 30 Quadratmeter groß, blauer Linoleumboden, an der Decke Neonröhren, die Schreibtische sind mit Arbeitsblättern und Büchern übersät, die Scheiben beschlagen, es ist warm, weil man die Heizung nicht regulieren kann. Einige Lehrer klauben stumm ihre Unterlagen zusammen. Die Tür öffnet sich. Elisabeth Dreiskamp, 45, eine sanfte Frau mit

blond gefärbtem Haar, und Dennis Braun, 55, ein drahtiger Mann mit verschwitztem Lächeln, betreten den Raum.

Dreiskamp: Boah, ich brauche erst mal einen Kaffee.

Braun: Und sonst, Lissi, alles gut?

Dreiskamp: Ja, ich hatte gestern noch einen wunderbaren Abend und habe bis halb zehn Klassenarbeiten korrigiert.

Braun: Schön! Du, sag mal, wir hatten gar nicht mehr über den Jeremy gesprochen?

Dreiskamp: Stimmt. Was war denn los?

Braun: Gestern hat er eine Stunde lang versucht, die Korrektur der Mathearbeit abzuschreiben. Bis zur Aufgabe 2a ist er gekommen.

Dreiskamp: Dabei ist der nicht dumm!

Braun: Nein, der ist krank! Der kann sich nicht länger als fünf Sekunden konzentrieren. Wenn der Junge keine Medikamente bekommt gegen ADHS oder weiß ich was, wird er nie lernen können.

Dreiskamp: Wenigstens kommt er noch. Ich habe mal nachgesehen, der Phillip hat mehr als 200 Fehlstunden. Alles unentschuldig.

Es klingelt. 7.55 Uhr. Dreiskamp und Braun brechen auf in ihre Klassenräume.

10.07 UHR

Pause. Einige Lehrer sitzen an ihren Tischen, gebeugt über Listen, in die sie Fehlstunden oder Noten eintragen. Robert Neuberger, 36, lässt sich in seinen Stuhl fallen. Er hat als Maschinenbau-Ingenieur gearbeitet, bevor er hier anfing.

Neuberger: Dennis, weißt du, was mir eben passiert ist?

Braun: Nee.

Neuberger: Ich habe doch diesen Neuen, der zu schlecht fürs Gymnasium war. Eben hatte ich Naturwissenschaften und habe nach der Definition eines Hubs gefragt. Und der Neue meldet sich und sagt: „Das ist die geradlinige Bewegung des Kolbens im Zylinder.“ Ohne zu zögern. Ein richtiger, vollständiger Satz. Und diese Ausdrucksweise! „Geradlinig!“

Braun: Clash of civilizations.

Neuberger: Die anderen haben gar nichts verstanden. „Die geradlinige was?“ Da musste ich wirklich lachen. Und die Schüler so: „Warum lachen Sie denn, Herr Neuberger?“

Birgit Möckel, 51, eine der zwei Sonderpädagoginnen, schaut von ihrem Frühstück auf: Manchmal ist das hier alles eben nur mit Humor zu ertragen.

Neuberger: Leider ist es nur so, dass einem bei manchen Schülern, die völlig lustlos und aggressiv sind ...

Möckel: ... der Humor fehlt.

Neuberger: Genau. Mir rutscht manchmal schon ein „Halt die Klappel!“ raus. Ich möchte gar nicht so ruppig sein, aber die verarschen uns, wo sie nur können. Die wittern deine Unsicherheit, deine Schwäche. Und wenn du nicht alles sofort unterbindest, kippt es.

Möckel: Wenn einer leise singt, und du machst nichts, dann singen in drei Minuten fünf Leute.

Neuberger: Und in fünf Minuten alle. Aber am schlimmsten sind diese Vermeidungsstrategien – dieses endlose Anspitzen von Bleistiften, dieses Dummstellen, diese sinnlosen Fragen: „Wieso ist da keine Jahreszahl auf der Uhr?“

Möckel: Manche wollen nichts lernen. Natürliche Wissbegier ist da gar nicht vorhanden.

Neuberger: Ich bin die ganze Zeit mit diesen Halunken beschäftigt. Ich verteile Sechsen, Tadel, ich schicke die nach Hause. Aber das interessiert die gar nicht. Und die wenigen, die lernen wollen, die kann ich nicht fördern.

Möckel: Das ist das größte Drama.

Neuberger: Was soll ich machen? Ich bin fast immer allein in der Klasse. Du kommst ja auch nur zweimal im Monat.

Möckel: Öfter schaffe ich es einfach nicht. Ich habe jetzt gleich eine Klasse, in der sieben von 22 Schülern einen Förderbedarf haben.

Neuberger: Eigentlich müssten wir immer zu zweit sein, plus Sonderpädagogin.

Pädagogisch versuchen sie einiges an der Bockmühle: Die Klassenlehrer unterrichten möglichst viel selbst, auch Fächer, die sie nicht studiert haben. Das soll die Bindung zu den Schülern stärken.

Möckel: Seit der Inklusion kommen immer mehr Förderkinder, die Lernschwierigkeiten haben oder emotional-sozial gestört sind. Eigentlich ist das hier eine Förderschule in der Schule.

Neuberger: In meiner Klasse können die meisten einigermaßen addieren und subtrahieren. Aber Multiplikation im zweistelligen Bereich, da wird es schon eng, und Division kann gar keiner. Ich sage meinen

deshalb auch immer: „Die Noten, die ihr kriegt, sind gefälscht. Wir machen die Tests so leicht, dass eine Zwei eigentlich eine Vier ist und eine Drei eine Fünf. Wir machen hier Bockmühle-Niveau.“

Möckel: Das sagst du?

Neuberger: Ich weiß, dass ich das nicht sollte. Aber anlügen will ich sie auch nicht.

11.25 UHR

Die Kaffeemaschine keucht. Elisabeth Dreiskamp sitzt an ihrem Schreibtisch, neben ihr beugt sich Dennis Braun über Tests zum Thema Umweltverschmutzung. Auf einmal: lautes Bohren. Braun haut auf den Tisch und schiebt die Tests beiseite.

Braun: Boah, ey, das geht mir tierisch auf den Sack! Seit ich hier arbeite, ist hier Baustelle.

Dreiskamp: Meine Schüler reagieren da schon gar nicht mehr drauf.

Braun: Ich aber! Das ist unmöglich. Die Schule wird doch sowieso abgerissen.

Das Schulgebäude, erbaut Anfang der siebziger Jahre, ist hoffnungslos marode. Die Fenster undicht, die Wände verseucht mit Asbest. Vor kurzem beschloss die Stadt Essen, das Gebäude bald abzureißen und für 60 Millionen Euro eine neue Schule zu errichten. Weil der Brandschutz aber dringend erneuert werden muss, wird trotzdem seit vier Jahren gebaut. Außerdem wurde vor kurzem nachts in die Schule eingebrochen. Das kommt öfter vor, normalerweise verschwinden Computerbildschirme, aber diesmal verschüttete

jemand Brandbeschleuniger und zündete Möbel an. 14 Klassenräume waren komplett verrußt und mussten ein halbes Jahr lang renoviert werden.

Dreiskamp: Dennis, wir haben gleich eine entspannte Gesprächsrunde mit deiner Lieblingsmutter. Nur dass du dran denkst.

Braun: Ich komme nicht mit!

Dreiskamp: Weiß ich doch ...

Braun: Diese Mutter, das ist die komplette Verwehrung, die hat nie gearbeitet. Letztes Mal schnauzt die Perle mich an: „Sie wollen meinen Jungen von der Schule schmeißen.“ Sage ich: „Das stimmt nicht, Frau Labude, ich habe den Sean-Maurice nur nach Hause geschickt, weil er in meinem Unterricht schläft.“

Dreiskamp: Mir hat sie gesagt, sie konnte sich früher in der Schule auch nie konzentrieren.

Braun: Aber das ist doch nicht normal! Ein schlafender Schüler! Der zockt die ganze Nacht Playsi und kommt hier total übermüdet an. Der kriegt nix auf die Kette und hat nur Sechsen ...

Braun geht zum Konferenztisch, auf dem eine Tafel Kokoschokolade liegt.

Braun: Johannes, sag mal, ist die von dir?

Marr: Nee, die ist von Aldi.

DONNERSTAG, 7.34 UHR

Sturmwarnung. Orkan Friederike rauscht an diesem Tag über Essen. Den Eltern ist freigestellt, ob sie ihre Kinder in die Schule schicken.

Draußen dämmt es noch. Elisabeth Dreiskamp und die Sonderpädagogin Christiane Schiller, 59, kommen ins Lehrerzimmer.

Dreiskamp: So, da bin ich mal gespannt, wie viele Eltern ihre Kinder heute zu Hause lassen.

Schiller: Zu mir meinten einige Schüler auf dem Flur eben, ihre Eltern hätten gesagt, sie dürften zu Hause bleiben, aber sie wollten unbedingt kommen.

Dreiskamp: Ach guck mal, das ist aber schön!

Schiller: Ja, die kommen gerne her.

Dreiskamp: Und weißt du, warum? Weil wir ihnen zuhören.

Möckel: Letztens sagt mir ein libanesischer Vater: „Ich habe acht Kinder, meinen Sie, ich kann mich um alle kümmern? Dafür gehen die doch in die Schule.“ Da denkst du echt: Die armen Blagen! Werden einfach sich selbst überlassen.

Neuberger: Ich komme mir manchmal fast vor wie ein Vater-Ersatz. Ich habe einen Schüler, der hat Dyskalkulie und ADHS, da geht in Mathe gar nichts, und trotzdem sagt der: „Ich hasse Mathe, aber ich liebe Sie, Herr Neuberger.“

8.32 UHR

Der Wind biegt die Baumkronen, rüttelt an den Fenstern. Aus dem Lautsprecher knarzt die Stimme der Schulleiterin: „Liebe Schülerinnen und Schüler, der Unterricht endet jetzt wegen des Sturms. Natürlich werdet ihr zu Hause lernen und fleißig sein, da freuen wir uns alle drauf. Wir sehen uns morgen. Tschüs.“ Türen werden aufgerissen, Stühlerücken

ist zu hören, Geschrei und ein paar Beleidigungen: „Du Missgeburt!“ – „Fick dich selber!“ Jana Bender, 34, betritt das Lehrerzimmer.

Bender: Boah, ich bin heute um drei Uhr aufgestanden, um Noten einzutragen. Und jetzt haben wir frei.

Frank Paulus: (kommt rein) Hallöle. Hast du Dennis gesehen?

Paulus, 50, war früher Pfarrer. Er sieht ein bisschen aus wie Martin Schulz, schütteres Haar und Vollbart. Das Festnetztelefon auf der Fensterbank klingelt. Paulus geht ran. „Gesamtschule Bockmühle, Frank Paulus? ... Genau, es ist heute kein Unterricht ... Ja, ja, tschüs.“ Er legt auf.

Paulus: Der Klassiker, Frau Zahir.

Bender: Ach, Frau Zahir.

Paulus: Meldest du dich eigentlich immer noch jeden Tag bei der?

Bender: Nein, ich mach das nicht mehr mit. Ich kann sie doch nicht jeden Morgen anrufen und ihr sagen, ob ihr Sohn gekommen ist.

Paulus: Mittlerweile kommt er ja auch fast immer, oder?

Bender: Ja, aber meistens erst zur zweiten Stunde.

Paulus: Also, was ist denn mit Dennis?

Dreiskamp: Der hat donnerstags später. Ich rufe ihn mal eben an. – „Hallo, Dennis, grüß dich. Du brauchst nicht zu kommen ... Ja, das Gespräch gestern war gut. Frau Labude war noch nie so entspannt. Das mit der Praktikumsklasse findet sie super, da kommt Sean-Maurice mal raus und kann zwei Tage die Woche arbeiten.“ *Sie legt auf.*

Paulus: Das wirft einen richtig aus der Bahn mit dem Sturm.

Dreiskamp: Jetzt ist dein ganzes Weltbild gestört, ne?

Paulus: Ja, ich bin das nicht mehr gewohnt ohne Stundenplan. Stell dir vor, wir würden was ganz anderes machen.

Dreiskamp: Darüber denkst du doch hoffentlich nicht ernsthaft nach.

Melek Önder, 53, kommt rein, eine kleine, energische Frau mit dunklen Locken: Ach, hier bist du, Frank! Sag mal, hast du gestern irgendwas erreicht? Mit dem Vater von Yara? Er hat immer noch nicht für die Klassenfahrt bezahlt.

Paulus: Nein, aber weißt du, was, ich laufe gestern in die Mensa, und wer steht vor mir? Zwei supergeschminkte Dumpfbacken: Amira und Leyla.

Önder: Okay ...

Paulus: Ich schnappe mir beide: „Geht’s noch, wo wart ihr?“ Und Leyla: „Herr Paulus, was wollen Sie? Wir sind doch da.“ Ich sage: „Es ist ein Uhr! Weiß deine Mama, dass du den ganzen Vormittag schwänzt? Die tritt dir sonst wo hin!“ Dann das übliche Grinsen und hihhi und so.

Önder: Dann müssen wir eben die Bezirksregierung in Düsseldorf einschalten und ein Bußgeldverfahren einleiten. Weil, das ist für mich ... *Sie schüttelt zornig den Kopf.*

Paulus: Ich weiß, für mich auch. Die sind ja auch beide schon über 14 und müssten das Bußgeld selber bezahlen.

Önder: Oder sie müssen Sozialstunden leisten oder halt Jugendarrest.

Paulus: Sofern das nicht wieder alles in Düsseldorf liegen bleibt und verjährt.

Önder: Mit irgendwas müssen wir ja drohen.

Paulus: Ach, scheiße! Du hast ja recht. Die Amira ist echt völlig neben der Spur, die könnte eigentlich einen Hauptschulabschluss schaffen, aber nicht bei diesem Umfeld: der Vater krebskrank, die beiden Brüder

auf der Sonderschule. Wir haben doch schon alles versucht, um an sie ranzukommen. Aber sie läuft lieber mit irgendwelchen Typen von der Nachbarschule rum, die ständig Böller zünden ...

Dann: Bumm. Auf dem Schulhof knallt ein Böller.

Paulus: Muss ich dir was sagen, Melek? Die Blitzbirnen sind wieder unterwegs.

FREITAG, 10.06 UHR

Christiane Schiller, die Sonderpädagogin, kommt rein und packt ihre Unterlagen zusammen.

Schiller: Ich gehe jetzt nach Hause. Ich bin fix und fertig.

Marr: Wieso?

Schiller: Wegen Emre. Der war so respektlos.

Johannes Marr, Emres Englischlehrer, ein stoischer Mann von 51 Jahren, der fast immer mit leiser Stimme spricht: Was ist denn passiert?

Schiller: Wir haben der Mutter gestern erklärt, dass Emre zwei Wochen vom Unterricht ausgeschlossen wird und danach zu dir in die Klasse wechseln soll. Und die hat gesagt: „Das geht gar nicht, der Herr Marr ist aggressiv.“

Marr: Ich? Aggressiv?

Schiller: Ja, so habe ich auch geguckt. Und dann habe ich Emre heute getroffen. Und er sagt: „Ich gehe nicht in diese Klasse. Sie sind schuld daran! Nach vorne lachen Sie, und hintenrum sind Sie falsch.“

Marr: Das ist doch seine Masche: Immer haben die anderen Schuld. Das darfst du nicht persönlich nehmen.

Schiller: Ich weiß, aber trotzdem. Der hat mich so abfällig und aggressiv angeschaut. Ich hatte richtig Schiss. Ich kann das nicht mehr. Ich bin mit meinen Kräften bald am Ende. Ich meine, der ist so schwach, der ist lernbehindert. Woher kommt das? Ist der psychisch krank oder falsch erzogen?

Marr: Das hat sicher auch was mit dem Migrationshintergrund zu tun. Das kommt erschwerend dazu.

Schiller: Die Eltern haben den so verwöhnt, wie einen kleinen Prinzen.

Marr: Eher wie einen kleinen Pascha.

Schiller: Weißt du, dass der Emre Chef genannt werden will?

Marr: Nee.

Schiller: Das schreibt der sogar auf seine Arbeitsblätter. Manchmal muss ich echt aufpassen, dass ich nicht rassistisch werde. Am aller-schlimmsten ist es mit den Libanesen. Die hören gar nicht auf eine deutsche Frau. Ich meine, was soll aus so einem Jungen werden?

Marr: Früher hätte so einer hier bei Thyssenkrupp gearbeitet, aber diese Handlanger-Jobs gibt es ja kaum noch. Wahrscheinlich wird der kriminell.

12.36 UHR

Marr: Sabine, also das Zeugnis vom Emre? Da fällst du doch echt vom Stuhl.

Sabine Becker, 55, Emres Klassenlehrerin: Ja. 140 Fehlstunden hat er. Das ist ein Inklusionsopfer. Der gehört auf eine Förderschule. Aber das interessiert die Eltern nicht. Eigentlich ist das eine arme Sau.

MONTAG, 11.23 UHR

Melek Önder und Johannes Marr sitzen an ihren Schreibtischen. Dennis Braun vergräbt das Gesicht in den Händen und atmet laut aus.

Marr: Dennis, du machst mir Sorgen.

Braun: Warum?

Marr: Ich glaube, dich stresst das hier zu sehr.

Braun: Ich stress mich überhaupt nicht.

Marr: Du siehst so gestresst aus.

Braun: Das ist meine Art. Ich sehe einfach so aus. Ist so! Und ich hör auch nicht auf, mich aufzuregen. Der Pascal zum Beispiel. Dessen Eltern haben noch nie gearbeitet. Die sagen: „Boah, ich habe es mit dem Rücken.“ Und der Junge sagt jetzt auch schon: „Du kannst aber nicht arbeiten, wenn du es am Rücken hast.“ So vererben die ihre Armut.

Önder: Aber Dennis, da kommen wir doch ins Spiel! Wir sagen: Du kannst was Besseres erreichen, Pascal.

Braun: Aber ich kann dem Pascal doch nicht nur sagen: Du bist toll! Der hat ein Defizit. Und deshalb sage ich ihm auch: „Wenn du so weitermachst, bekommst du nächstes Jahr keinen Abschluss und auch keinen Ausbildungsplatz. Und womit willst du dann dein Geld verdienen? Mit Pizzataxi-Fahren?“

Önder: Ich glaube nicht, dass das was bringt. Das ist denen scheißegal.

Braun: Nicht allen, Melek.

Önder: Okay, es gibt vielleicht einen oder zwei, da bewirken solche Monologe was.

Braun: Aber ich muss doch den Bezug zum richtigen Leben herstellen. Ich kann doch nicht sagen: „Das Englischbuch, das ist so geil ey, lern Vokabeln!“ Dann sagen die: „Herr Braun, sind Sie noch ganz dicht?!“

Önder: Also, ich glaube, positive Bestärkung ist wichtig. Bei mir war das auch so. Ich bin mit zehn aus Istanbul nach Deutschland gekommen, und mein Vater hat immer gesagt: Du wirst mal studieren!

Braun: Unseren sagen die Eltern das aber nicht.

Önder: Ich weiß, deshalb sind wir da gefordert.

Braun: Okay, nimm den Marvin in meiner Klasse, der sitzt da seit Monaten und nimmt keinen Stift mehr in die Hand! Der steht überall auf Sechs. Der ist intelligent, der hat einen sprachlichen Witz, alles, aber ...

Önder: ... da haben wir versagt.

Braun: Nein!

Önder: Doch!

Braun: Pass auf, Melek. Wir haben dem Vater zwei Termine beim Gesundheitsamt vermittelt zur Überprüfung der Schulfähigkeit. Ist er nicht hingegangen. Ich habe zigmal mit dem geredet. Was soll ich denn machen? Soll ich den Vater zum Gesundheitsamt fahren? Soll ich die Schüler morgens um sieben Uhr von zu Hause abholen?

Önder: Ich habe das mal gemacht.

Braun: Also, ich mache so was nicht. Echt nicht. Wir sind keine Therapeuten, wir sind auch keine Märtyrer, wir sind Lehrer.

Önder: Ich glaube, man muss was bei der Lehrerausbildung machen. Ich weiß nicht, ob du darauf vorbereitet warst? Ich war es nicht.

Braun: Ich war ja vorher auf einer Hauptschule. Als ich hier ankam, habe ich nach wenigen Tagen gemerkt, du kriegst hier kein Bein auf den Boden. Ich habe mich gefragt: Was mache ich falsch? Bis mir ein Sonderpädagoge einen Rat gegeben hat, den ich nie vergessen werde. Er sagte: „Dennis, du machst einen großen Fehler: Du setzt etwas voraus.“

Önder: Manchmal denke ich auch: Ey, Alte, wach auf! Du erzählst denen was von Fabeln, Lyrik und trallala ... das bringt doch alles nichts.

Braun: Ich bin jetzt Mitte 50, ich will diese Arbeit eigentlich machen, bis ich mit 67 voll pensioniert bin. Aber ich merke, wie das alles an mir zehrt. Neulich hat der Chef mich zu sich genommen und meinte: „Dennis, du musst Distanz schaffen in deinem Kopf. Den Marvin wirst du nicht ändern.“ Und er hat ja recht. Es bringt nichts. Das Einzige, was es bringt, ist, dass mein Kopf nachts nicht schlafen kann.

Önder: Tja, ich habe das auch. Kopfschmerzen, zu hoher Blutdruck, Migräne.

Braun: Schau dir unsere Krankenliste an. Heute fehlen schon wieder 25 von 160 Kollegen.

DIENSTAG, 12.34 UHR

Melek Önder telefoniert mit dem Vater von Yara: „Hallo, Herr Tamim, Sie melden sich nicht, geht's Ihnen gut? Sie haben noch immer nicht das Geld für die Klassenfahrt bezahlt. Ich dachte, dass Sie vielleicht mal vorbeikommen.“ Währenddessen setzen sich alle an den großen Konferenz Tisch. Christiane Schiller ist 60 geworden. Es gibt Pizza mit Thunfisch, Orangensaft und alkoholfreien Sekt.

Braun: Bist du glücklich hier an der Bockmühle, Frank?

Paulus: Also, wenn wir unser Team nicht hätten, das Vertrauen untereinander, dann könnte ich hier nicht arbeiten.

Braun: Ich würde Fischer werden.

Paulus: Fischer?

Braun: Ja, klar. Schön den ganzen Tag allein auf dem Wasser.

Paulus: Manchmal spiele ich auch mit dem Gedanken, aufzuhören.

Neuberger: Also bis zur Rente stehe ich das nicht durch. Ich krieg hier einen Psychoknacks.

Paulus: Ich habe das Gefühl, ich mache mich hier jeden Tag schuldig. Schuldig an denen, die lernen wollen, weil ich sie nicht adäquat fördern kann. Und schuldig an den Förderkindern, weil ich ihnen auch nicht gerecht werde.

Önder: Herr Paulus, Herr Tamim kommt morgen um 12.30 Uhr zum Elterngespräch!

Paulus: Das ist schön für ihn.

MITTWOCH, 11.36 UHR

Yara ist nicht zum Klassenausflug ins Bergbaumuseum erschienen, weshalb Melek Önder ihren Vater anruft.

Önder: Guten Morgen, Herr Tamim, Ihre Tochter ist nicht da ... Bei Ihnen ist sie auch nicht ... Gut, wir sehen uns ja um 12.30 Uhr, oder? *Sie legt auf.*

12.57 UHR

Önder: Der ist einfach nicht gekommen. Das kann ja wohl nicht wahr sein!

Bender: Mir ist das auch schon mit einer Mutter passiert. Und weißt du, warum? Die hatte einen Tattoo-Termin.

Dann beginnen die Zeugniskonferenzen der achten Klassen. 52 von 203 Schülern bekommen eine Gefährdungsmitteilung, sie werden den Hauptschulabschluss im nächsten Jahr nicht schaffen, wenn ihre Noten so schlecht bleiben. Nach der Konferenz stehen Melek Önder und Dennis Braun ernüchtert im Lehrerzimmer.

Önder: Nicht einfach, das alles.

Braun: Das kannst du laut sagen.

Önder: Gestern im Unterricht habe ich meinen gesagt: „Ich finde es traurig, dass so viele von euch eine Gefährdungsmitteilung bekommen.“ Da haben sie gefragt: „Was heißt das, Gefährdungsmitteilung?“ Und ich hab gesagt: „Überlegt mal, welches Wort steckt da drin? Gefahr! Genau! Das heißt, dass euer Abschluss gefährdet ist.“ Und dann habe ich gedacht: Ach, halt die Schnauze, Melek. Es bringt doch nichts, wieder damit anzufangen, wie negativ alles ist.

Braun: In den neunten Klassen gibt es zurzeit 45 Schüler, die ihren Abschluss nicht schaffen.

Önder: 45?

Braun: 45 von 216! Und das wird bei uns nicht anders sein. Was soll aus denen werden?

Önder: Keine Ahnung. Wir müssen sehen, dass wir die in Berufskollegs stecken.

Braun: Die Politiker sagen immer, Schule muss für Bildungsgerechtigkeit sorgen. Das ist doch alles fürn Arsch! Die haben diese Kinder längst aufgegeben. Sonst hätten wir doch Sonderpädagogen und mehr Kollegen. Aber solche Bildungsverlierer gehen nicht wählen, die werden nie Steuern zahlen, warum in sie investieren?

Önder: Ganz langsam mit den jungen Pferden, Dennis.

Braun: Man hat ja immer Hoffnung, Melek. Aber oft ist sie auch trügerisch.

Filme und Hörstücke

Alexander Kleider

Berlin Rebel High School

Einen Trailer und weitere Infos zum Film gibt's auf der offiziellen Website.



www.berlin-rebel-high-school.de

Sandra Sperber & Yasemin Yüksel

Plötzlich Lehrer – Wie Quereinsteiger Lücken stopfen

Die Folge des Podcasts „Stimmenfang“ finden Sie auf SPIEGEL ONLINE.



bit.ly/2xRv6ll

Christine Werner

Ohne Zwang und ohne Noten. Was bringt freies Lernen?

Das Radio-Feature hören Sie auf den Seiten von SWR2.



bit.ly/2P23GQ1

Christine Roskopf

Was glaubst du? – Wenn Religionen gemeinsam lernen

Die Folge der TV-Sendereihe
„neuneinhalb“ können Sie sich in
der ARD-Mediathek ansehen.



bit.ly/2RiGEGo



Der Medienpreis

Für ein rohstoffarmes Land wie Deutschland stellt Bildung eines der zentralen Zukunftsthemen dar. Leider ist unser Bildungssystem sehr komplex und für Laien oft nur schwer verständlich. Journalistinnen und Journalisten kommt hier eine wichtige Rolle zu: Sie sorgen dafür, dass Bildungsthemen nicht nur in kleinen Expertenzirkeln, sondern in der breiten Öffentlichkeit wahrgenommen, verstanden und diskutiert werden.

Um diese Leistung anzuerkennen, schreibt die Deutsche Telekom Stiftung jedes Jahr den Medienpreis Bildungsjournalismus aus. Er wird in den Kategorien „Text“ sowie „Audio/Video/Multimedia“ verliehen. Nachwuchsjournalisten können sich zudem mit einem Story-Konzept bewerben. Mehr zum Preis unter

www.telekom-stiftung.de/medienpreis



Die Deutsche Telekom Stiftung

Die Deutsche Telekom Stiftung wurde 2003 gegründet, um den Bildungs-, Forschungs- und Technologiestandort Deutschland zu stärken. Mit einem Kapital von 150 Millionen Euro gehört sie zu den großen Unternehmensstiftungen in Deutschland. Die Stiftung engagiert sich für gute Bildung in der digitalen Welt und konzentriert sich dabei auf die Fächer Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik (MINT). Die Aktivitäten der Stiftung sind in vier thematischen Schwerpunkten gebündelt: Bildungsmacher, Bildungschancen, Bildungsinnovationen und Bildungsdialog. Im Handlungsfeld Bildungsdialog, unter das der Medienpreis fällt, sind die Vorhaben zusammengefasst, bei der die Stiftung mit Politik und Gesellschaft kooperiert, um Bildung besser zu machen.

www.telekom-stiftung.de

Kontakt

Deutsche Telekom Stiftung
53262 Bonn

Telefon: 0228 181-92001
Telefax: 0228 181-92005
kontakt@telekom-stiftung.de

Medienpreis
Bildungs-
journalismus



Deutsche Telekom **Stiftung**